H. lit. P.
61
n

H. lit. F.
61r

H. lit. F. 61

Beiträge

zur Beurtheilung

der neuesten Literatur.

Von

August Boden.

Mainz, 1843.
G. Faber'sche Buchhandlung.
(H. Euler.)

Herrn

Physikus Dr. Meyer

in

Varel im Großherzogthum Oldenburg

aus

Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

von dem

Verfasser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Indem ich mir erlaube, Hochzuverehrender Herr Doctor! als Zeichen meiner Verehrung und immer gleich lebhaften dankbaren Gesinnung gegen Sie, Ihnen, dem gründlichen und einsichtsvollen Kenner mehr als einer Literatur, dieß Büchlein zu widmen, muß ich zugleich mein Bedauern aussprechen, nichts Umfassenderes geben zu können, und was von meinem Fleiße ein günstigeres Zeugniß ablegte, als es diese kleinen Beiträge zur Beurtheilung der neuesten Literatur im Stande sind. Haben diese ein Verdienst, so besteht es eigentlich darin: daß mein Talent klein genug ist, um mich im Mittelmäßigen und Schlechten, welches jetzt so viel gilt, vielleicht auszeichnen zu können, und daß ich nichts

destoweniger Aufopferungen nicht gescheut habe, um, von keiner Seite ermuntert, in einen Zweig der Literatur, welcher in Rohheit ausgeartet und zum niedrigsten Gewerbe herabgesunken ist, Ehre und Wahrheit bringen zu helfen. Zwar ist das, was ich in dieser Hinsicht hiermit thue, von geringem Belange; aber würde derjenige, welcher eine bessere Kritik in der Literatur geübt wissen und nicht mit all dem Schlechten ein Bündniß machen will, wodurch auch hier das Bessere schwer und fast unmöglich gemacht wird, würde, sage ich, ein solcher nicht durch das vereinigte Treiben von Verlegern und Schriftstellern wie ein Verworfner fast gewaltsam von der Literatur ausgeschlossen, so würde ich

seit 1837 (wo sich, nach Mühe und Irrthum, meine jetzigen Ansichten und Ueberzeugungen zu ziemlicher Entschiedenheit und Klarheit in mir gebildet hatten und ich sie anzuwenden wünschte) allein in Bezug auf Kritik wohl das Vier- bis Fünffache des hier Vorliegenden geleistet haben. Wenn ich daher mehrere Jahre meines Lebens verloren oder doch nicht besser angewandt habe, als das Glück gestatten wollte, so muß ich mich darüber, wie über manches Andere, so gut es gehen will zu trösten suchen und schon zufrieden sein, daß ich jetzt von meinem Streben und Wollen während jener Zeit wenigstens diesen Beweis ablegen kann. Beweise umfassenderer Studien hoffe ich folgen zu lassen, wenn

die Gunst der Verhältnisse es nur einigermaßen zulassen wird. Möchte das Vorliegende bis dahin auch bei Ihnen gütige Aufnahme finden und vor Allem Sie und die lieben Ihrigen in bestem Wohlsein antreffen! Das wünscht von ganzem Herzen

Frankfurt a. M.,
den 8. November 1842.

Ihr ergebenster
und stets dankbarer Verehrer
Wilh. August Boden.

Vorrede.

Indem ich diese Schrift Beiträge nenne zur Beurtheilung der neuesten Literatur, so liegt darin, daß man hier keine zusammenhangende Geschichte der letztern erwarten dürfe. Nicht nur zweifle ich, daß eine solche Theilnahme finden würde, sondern halte sie, wenigstens in Bezug auf den in dieser Schrift hauptsächlich besprochenen Theil der neuesten Literatur, auch für unnöthig. Die neueste, insbesondere die sogenannte „junge" Literatur und ihre Geschichte sind weniger unbekannt, als es vielmehr an einem sichern Maaßstabe zu ihrer Beurtheilung fehlt. Den wünsche ich durch die in dieser Schrift enthaltenen Beurtheilungen einiger Koryphäen derselben zu geben, und da ich weder von Verachtung, noch von Verehrung gegen sie durchdrungen bin, sondern, indem ich das Tadelnswerthe tadle, darum das Löbliche nicht verschweige, so hoffe ich ihn auch gegeben zu haben.

Es ist klar, daß diese Bemerkungen nur auf denjenigen Theil der vorliegenden Schrift gehen, welcher sich mit einigen Schriftstellern des sogenannten jungen Deutschlands beschäftigt und Kritiken über die Herren Laube, Mundt, Gutzkow enthält.

Daß diese Kritiken, wie fast Alles in der Schrift, schon vor einigen Jahren geschrieben sind, wird wenig-

stens den Vortheil haben, daß sie den Leser um so lebhafter in die Zeit zurückversetzen, von welcher es sich handelt. Auch dürften sie eher noch zu früh, als schon zu spät kommen, da sie wahrscheinlich eben so wenig den Verächtern der s. g. jungen Literatur erwünscht sein werden, die höchstens über diese abgeurtheilt wissen wollen, als den Verehrern derselben, die in ihrem Taumel fortschlendern wollen. Jene sind mir viel zu stolz, diese viel zu eitel. Wenn ich aber auch von beiden gern einige auf die Mittelstraße ziehen möchte, die ich zwar bescheiden, aber ohne Zaghaftigkeit gehe, so ist doch die Schrift auf gar Niemanden von allen denjenigen berechnet, deren Gedanken nicht über den laufenden Augenblick hinaus- oder zurückgehen, und für welche, in Bezug auf Literatur, nichts einen Werth hat, als was gestern geschrieben und heute gedruckt ist, um morgen vergessen zu sein.

Von den drei von mir in ihren früheren Leistungen beurtheilten Mitgliedern der s. g. jungen Literatur leben jetzt zwei (Hr. Laube und Hr. Mundt) in einer stilleren und bescheidneren literärischen Thätigkeit, von welcher nähere Kenntniß zu nehmen mir anderweitige Studien und Beschäftigungen noch nicht vergönnt haben; Hr. Gutzkow dagegen hat in alter, stets lauter und geräuschvoller Weise fortgeschrieben: viel Schlechtes, doch auch einiges Gute.

In welchem Sinne ich die Mundt und Gutzkow (S. 63—105) (so wie auch die frühere, Laube, S. 16—34) betreffende ausführliche Kritik verfaßte, erlaube ich mir hier durch Stellen aus einer „Vorbemerkung" zu zeigen, die vom 29. Aug. 1838 datirt ist, und die ich jenem Aufsatze vorausschickte, als ich den

vergeblichen Versuch, ihn in einer unsrer vielen Zeitschriften zu veröffentlichen, erneuerte. Ich bemerkte darin, „daß die genannten beiden Schriftsteller seit der kurzen Zeit, wo jener Aufsatz abgefaßt sei, ihr altes unreifes und halbes Wesen fortgesetzt hätten, und daß es schiene, als müßte die Hoffnung, welche man damals von ihnen fassen können, oder welche ich von ihnen fassen wollen, aufgegeben werden."

„Ich hatte mir nämlich vorgestellt gehabt," bemerkte ich ferner, „wenn man diese Männer (das „sogenannte junge Deutschland) wohlwollender beur„theilt hätte, ohne darum weniger strenge zu sein, so „würde das wohlthätiger auf ihr Benehmen und auf „ihre Entwickelung eingewirkt haben, als die Härte, „mit der theils böses Gewissen, theils die Lust, auf „fremde Kosten gleiches Aufsehen zu machen, theils die „Beschränktheit über sie herfielen. So blieb Alles bei'm „Alten: böses Gewissen kam weder selbst, noch brachte es „Andere zur Reue; die Lust, Aufsehen zu machen, wurde „auf beiden Seiten gebüßt, und die Blinden konnten die „Blinden nur verführen. Dieß ist hoffentlich genug ge„sagt, um die Tendenz des folgenden Aufsatzes zu bezeich„nen und gegen Tadel zu schützen. Sollte nicht ein Ton, „wie ich ihn im zweiten Artikel gegen Herrn Gutzkow „angestimmt habe, wenn er von Mehreren angestimmt „wäre, diesem Schriftsteller gegen sich selbst, wie gegen „das Publikum ganz andere Verpflichtungen auferlegt ha„ben? ——— Muß doch diese Männer das Lob, welches „man ihnen zollt, eben so sehr erbittern, als der Tadel, „welchen sie erfahren! Jenes müssen sie theurer, als um „Geld erkaufen, dieser, da er mehrstens von ihren Fein„den kommt, hat nur den Grund des Hasses."

Ob ich noch heute in ähnlichen Fällen solche Erwartungen und solchen Glauben hegen würde, wie damals, ist eine andere Frage, doch würde ich auch wohl noch jetzt thun, als ob ich sie hegte; und vielleicht verhielt sich's auch schon damals nicht sehr viel anders.

Wirklich aufklärende Urtheile sind über die Schriften des jungen Deutschlands bisher nur selten erfolgt. Die Einen haben es nicht der Mühe werth gehalten, ihr Urtheil darüber abzugeben, die Andern haben es aus Scheu vor den zu beurtheilenden Schriftstellern unterlassen, und es fragt sich, wer größere Schuld an dem in der Journalistik und schönen Literatur unsrer Tage herrschenden Verderbniß trage, ob diejenigen, welche über die Mittel der Buchhändler und damit den Geldbeutel des Publikums gebieten, oder diejenigen, welche es hindern könnten und doch ruhig ansehen, daß so der gute Geschmack und mehr als dieser beim letztern untergehe. Wären Selbstlob und die Anpreisungen durch gute Freunde ein Urtheil, so müßte freilich der Kritik mehr als genug gethan sein. Das große Publikum hat die Wahrheit bloß dann erfahren, wann sie dem Skandal diente und also nur schadete, wenn nämlich die Herren, nachdem sie sich lange die plumpsten Artigkeiten gesagt und sich bald Goethe, bald Lessing genannt hatten, nach einem bekannten Sprichworte sich zwischendurch entzweiten und dann in der gegenseitigen Geringschätzung eben so weit gingen, als kaum zuvor in der gegenseitigen Hochachtung. Was aber die Quelle betrifft, aus der meine Beurtheilung des einen und andern dieser Schriftsteller geflossen ist, so hat mich weder Freundschaft bestechen können, noch habe ich Feindschaft abgewartet, um mich über sie auszusprechen.

Es ist mir ganz allein um die Sache selbst zu thun gewesen.

Ein anderer Punkt, den ich mir hierbei noch zu berühren erlaube und der auch mit dem vorigen zusammenhängt, ist folgender: Ich deute in den genannten Kritiken, so wie in der Beurtheilung der Eckermann'schen Gespräche mit Goethe (S. 8—12), einige Mal darauf hin, wie wenig Ruhm und Verdienst dabei sei, diejenigen Schriftsteller seines Volkes zu ehren und hochzuhalten, deren Werth schon von unsern Vätern und älteren Zeitgenossen anerkannt worden, und daß in dieser Beziehung nur derjenige sich selbst ehre, der mit seiner Zeit lebe, dieser seine Theilnahme schenke, hier dem Schlechten entgegentrete und das Gute erhebe. Ich machte mir vor 6—8 Jahren oft den Spaß, wenn mir in Nord-Deutschland nichts als Goethe entgegentönte, zu thun, als ob ich für diesen gar keinen Sinn hätte, und den Leuten, die ihr Stolz auf Goethe so eitel auf sich machte, dagegen Platen und Grabbe, um die sie sich nicht kümmerten, als m e i n e Götzen entgegenzuhalten. Wenn ich später mit so Manchen über die Ausartung der Kritik und schönen Literatur in unsrer Zeit und über die Gleichgültigkeit gegen die besseren Bestrebungen Einzelner redete, so bekam ich gewöhnlich die Sprache des Indifferentismus zu hören, welche bekanntlich dahin lautet: Das Gute werde sich schon Bahn brechen und das Schlechte richte sich selbst zu Grunde. Daß das Gute und Tüchtige sich selbst Bahn bricht, wenn es so glücklich ist, Unterstützung zu finden, ist schon wahr, und daß das Schlechte nicht nur sich selbst, sondern viel Gutes mit zu Grunde richtet, ist eben so wahr; und darum thut man am besten, mit Leuten, die das Wahre im-

mer zum Voraus wissen, gar nicht darüber zu sprechen, wie dem Falschen abzuhelfen sei.

Da ich nun in der vorliegenden Schrift durch Kritiken dazu beizutragen wünsche, daß dem offenbar Falschen und Verkehrten in der Literatur möglichst abgeholfen werde und Abbruch geschehe, so will ich wenigstens noch eines Mangels erwähnen, an welchem die Kritik unsrer Tage leidet, und der nicht scharf genug gerügt werden kann. Von den Erfordernissen zum Kritiker ist eine der wichtigsten in unsrer Zeit fast abhanden gekommen, ja Unparteilichkeit wird heute nicht einmal mehr von ihm verlangt, weil sie auszuüben heute so schwer ist, wie je. Es wird also auch heute so schwer sein, wie je, eine gute Kritik zu schreiben. Selbst vermittelnde, zwischen den Gegensätzen unsrer Zeit vermittelnde Organe dringen darauf, daß man Partei nehme. So nahm die Berliner literarische Zeitung von 1842, die dieß thut, in dem Magdeburger Streit Partei für den Bischof Dräseke gegen Sintenis. Und welchen Grund hatte sie dazu? Etwa, daß sie Sintenis' Ansichten nicht theilte? Ich glaube nicht, denn es möchte eben so schwer zu sagen sein, ob sie Dräseke's Ansichten theile. Ich theile eben so wenig Sintenis' Ansichten, und ein Mann von Dräseke's Geist zieht mich ungleich mehr an, als Sintenis; und nichts destoweniger gestehe ich, daß Sintenis, meiner Meinung nach, in diesem Streite, zu welchem er zwar die von ihm selbst bereute Veranlassung gab, dem Bischofe, wie dem Consistorium in Magdeburg gegenüber sich eben so fest, als ehrenhaft benommen hat, was man seinem Gegner in diesem Falle nicht nachrühmen kann. Die

Literarische Zeitung nahm aber nicht nur Partei gegen Sintenis, sondern that dieß sogar in beleidigender Weise. Wenn das in einem Blatte geschah, das dem Vernehmen nach von gemäßigten und wohlwollenden Männern geschrieben wird, was wird dann in jenen Zeitschriften geschehen müssen, welche Tummelplätze für alle Leidenschaften sind? Ich kann bei dieser Gelegenheit die Frage nicht unterdrücken, was die vermittelnden Blätter leider so um allen Kredit gebracht, mit andern Worten, was das s. g. juste milieu fast zu einem Spottnamen gemacht habe. Die Antwort ist leicht: man fühlte, daß das Jüstemilieu nur zum Vortheile einer Patei vermitteln wollte, daß es sich nur in die Mitte stellte, nicht in der Mitte stand. Und doch ist eine gerechte Mitte, die sich wirklich auch in politischer Hinsicht unter uns Bahn zu brechen scheint, grade das, was uns jetzt überall noth thut, und es irrt, wer annimmt, sie lasse sich ohne Festigkeit und Entschiedenheit einhalten. Vielmehr gehört wenig Muth zu der Freimüthigkeit desjenigen, welcher weiß, daß ihm seine Partei den Rücken deckt und ihm auch in dem Falle, daß er thöricht handelt, noch seinen guten Willen lohnt.

Ich komme aber auf den Inhalt meiner Schrift zurück. Zwischen die Kritiken über das junge Deutschland, deren ich oben erwähnte, habe ich eine Beurtheilung der Madame Dudevant eingeschoben. Daß ich mich hierbei eben so fern gehalten habe von der rohen Weise eines Stuttgarter Kritikers, als von jungdeutscher Vergötterung, will nichts sagen. Bedenklicher könnte es mir scheinen, daß ich hierin in Widerspruch mit einem Manne wie Schlosser (Heidelb. Jahrbücher,

1839) gerathe, auf dessen Urtheil ich gewiß das größte Gewicht lege. Es ist das Urtheil Schlosser's über die Dudevant aber eigentlich nur ein gelegentliches und allgemeines. Das erste, weil es sich nur auf ein paar Romane derselben bezieht, das zweite, indem es in historischer Weise die ganze Zeitrichtung ins Auge faßt, zu welcher auch die Dudevant gehört, und welche allerdings nicht scharf genug getadelt werden kann. Nur daß Schlosser hierbei in Bezug auf die Dudevant, wie mir scheint, einseitig verfährt, indem er sie wohl an Talent, nicht aber an moralischem Werthe über ihre Geistes- und Sinnesgenossen stellt. Vielleicht ist diese Ungerechtigkeit aber nur scheinbar und fällt dem etwas schroffen Ton zur Last, in welchem die Schlosser'sche Recension geschrieben ist; und was den Ton betrifft, so wird man auch in meiner, früher, als die Schlosser'sche, geschriebenen, Beurtheilung der Dudevant einen großen Unterschied finden zwischen dem ersten Urtheile, S. 35—45, und der Fortsetzung S. 49—62. War ich doch in der Zwischenzeit um ein Jahr älter und so viel nüchterner geworden. Meine Ansicht aber möchte beide Male dieselbe gewesen sein.

Am auffallendesten erschien mir damals, als Schlosser's Recension erschien, der Vorwurf einer „eisigen Kälte", welcher der Dudevant darin gemacht wird, da wir doch gewohnt sind, uns die Franzosen von 1830 recht leidenschaftlich zu denken, und da grade die Deutschen Nachahmungen der Französischen excentrischen Literatur dieser Zeit eine eisige Kälte verrathen; wie z. B. die Wally des Hrn. Gutzkow eine solche eisige Kälte hat, die alle Vertheidigungen derselben, sei es durch

ihren Verfasser, sei es durch seine Freunde oder durch die Feinde des Hrn. Menzel, zu Schanden macht.

Derjenige Theil der vorliegenden Schrift, welcher sich auf die Emanzipation der Juden bezieht (S. 110 ff.), paßt weniger unter den Titel derselben, sowohl aus andern leicht einzusehenden Gründen, als weil die Kritiken der darauf bezüglichen Schriften weniger diesen, als der Sache gelten.

Vor jedem der hier mitgetheilten Beiträge habe ich das Jahr bemerkt, worin er geschrieben ist. Alle mit einem Stern bezeichneten standen schon in Zeitschriften, so die Ankündigung von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde in den Heidelberger Jahrbüchern von 1835. Die Ankündigung von Eckermann's Gesprächen mit Goethe wurde sogleich bei deren Erscheinen geschrieben, aber erst 1838 in den Lit. u. Krit. Blätt. d. Börsenhalle gedruckt. Ich habe sie durch Abkürzung verbessert. U. s. w.

Alles, was ich in dieser Schrift mittheile, ist mit Ausnahme der „Probe unehrlicher Kritik in Gersdorf's Repertorium“ (S. 104—109) früher geschrieben, als die 1841 von mir erschienene kleine Schrift: Heine über Börne. Zur Charakteristik Heine's. Ich kann um so eher noch jetzt darauf verweisen, als sie bei dem leidenschaftlichen Lärm, womit die zahlreichen Börneaner, an denen wir leiden, Heine's Buch zu unterdrücken suchten, noch viel zu früh kam. Herr Gutzkow versah sein längst angekündigtes Leben Börne's schleunig mit einer langen im Sinne eines tobenden und beschränkten Börneaner's verfaßten Vorrede gegen Heine und gab es in dem Augenblicke heraus, wo die erbitterten Börneaner mit beiden Händen darnach grif-

fen und auch das Doppelte des Preises dafür gezahlt hätten. Auch die liberalen Deutschen Jahrbücher, sonst Gegner des Hrn. Gutzkow, nahmen es mit Beifall auf und wurden deßhalb von Hrn. Gutzkow gelobt. Meine Schrift ward von einem Schreier, der alle Tage in den Mainzer Unterhaltungsblättern schreit, gehörig heruntergemacht. Doch ertheilte er mir ein Lob, gegen welches ich auch aus seinem Munde um so weniger gleichgültig war, je mehr er übrigens in jeder Zeile die Unfähigkeit bewies, meine Schrift zu verstehen. Er sagte nämlich: ich meinte es mit dem Guten gut. Der einzige positive Einwurf, den er mir machte, war: Börne sei ein Charakter und als solchem werde ihm solche Verehrung gewidmet. Diese Behauptung findet aber schon in meiner Schrift eine mittelbare Widerlegung. Da es aber Leute giebt, denen man, wie den Kindern und Bedienten, alles wörtlich vorsagen muß, so werde ich auf diesen Gegenstand noch besonders zurückkommen. Ich habe nämlich vor, dem vorliegenden Hefte ein zweites folgen zu lassen, falls jenes Käufer findet, Beifall — ist zu dem Behufe weniger nöthig.

N. S. Ich bitte vor dem Lesen S. 2 Z. 6 v. u. „mürrisch" in „närrisch" zu verbessern.

Frankfurt a. M., im Oktober 1842.

Der Verfasser.

XIX

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ueber Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde 1

Ueber Eckermann's Gespräche mit Göthe 8

Ein Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands und zur Vergleichung derselben mit der heutigen Literatur Frankreichs. — Hr. Laube. — Madame Dudevant 13

Fortsetzung des vorigen Aufsatzes, jedoch nur in Bezug auf G. Sand 49

Fernerer Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands. — Hr. Mundt. — Hr. Gutzkow 63

Probe unredlicher Kritik in Gersdorf's Repertorium . . 104

Ueber die Emancipation der Juden 110

*Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. 2. Theile. 8. Dazu ein Tagebuch (einen besondern Theil ausmachend). Berlin, bei Franz Dümmler. 1835.

(1835.)

Ich nehme die Feder zur Hand, um zu loben, wenn aber auch bei einer lobenden Recension es nicht ohne Tadel ablaufen kann, so soll mein Tadel wenigstens in zwei Stücken von der gewöhnlichen Art abweichen, erstlich darin, daß ich mit ihm beginne und dem Leser kein unangenehmes Gefühl bis auf's Ende verspare, und zweitens, daß mein Tadel mich selbst trifft.

„Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde", las ich. Ist es seiner Briefwechsel nicht endlich genug? Und nun gar mit einem Kinde! Also will man das Publikum unter dem Scheine der Einfalt verlocken, und die Einfalt soll über die Einfalt triumphiren?! Das paßt für einander, und wenn das Buch nicht für das Publikum zu gut ist, so wird das Publikum auch nicht für das Buch zu gut sein. Ich blätterte weiter: „Dem Fürsten Pückler." Mir war schon die gute Laune zu sehr verdorben, um bei diesem Namen auf bessere Gedanken zu kommen. Ich blätterte weiter. Verse in Göthe's späterm Stil und ohne klaren Zusammenhang. Rascher fortgeblättert, bis zu dem Namen: „Bettina von Arnim." Nun brach meine Geduld vollends. „Ach die

Weiber mit ihrem Schreiben! wo will das hinaus? Die wachsen uns am Ende noch über die Köpfe, übertreffen uns leicht an Büchern, die ja schon nur nach der Zahl mehr gelten, und dann hört alle Ordnung in der Welt auf und um das herrliche Regiment der Männer ist's geschehen. Und wie will's dann gehen? Hat nicht schon Plato, der Göttliche, den Weibern den Sinn für Wahrheit, hat ihnen nicht Rousseau Genie abgesprochen, hat nicht neulich selbst die Frau von Staël Rousseau's Ausspruch bestätigt? Ist es mir nicht schon längst ausgemacht gewesen, daß die Frauen keinen Verstand haben, haben mir nicht hundert Ehemänner geklagt und hab' ich's nicht hundert Ehemännern geglaubt: bei Frauen sei mit Gründen nichts auszurichten, man müsse ihnen daher befehlen, und ohne Gründe?"

Aber es sei des Tadels um so eher genug, als ich mir sonst etwas in den Mund legen könnte, das ich gar nicht gesagt hätte.

Ich nehme also unser Buch zum zweiten Male, und jetzt für den Leser, in die Hand. Ich bin nicht mehr so flüchtig, da ist das Allererste im Buch: „Göthe's Zimmer im älterlichen Hause in Frankfurt am Main." Ah, das ist ein Ton aus jenen Zeiten, von denen Göthe sagt, sein Herz sei damals „jünger, thöriger und besser" gewesen, als späterhin (Werke, Bd. 39, S. 339.), und von denen er seinem Kinde schreibt: „Deine Briefe erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so mürrisch war, wie Du, aber gewiß glücklicher und besser, als jetzt" (Th. 2. S. 131.) — Folgt der Titel: „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde." Das klingt wenigstens nicht so gewöhnlich, wie „Göthe's Briefwechsel mit Zelter," das mußte wohl ein bedeutendes und gar lie-

des Kind sein, mit welchem Göthe in Briefwechsel stehen mochte, und das mußte wohl auch ein anderer Göthe sein (als ihn Viele denken und als uns sein öffentliches Leben auch wohl veranlaßt, ihn zu denken), an welchem ein Kind Gefallen fand. — „Seinem Denkmal.“ Wie bedeutend ist das nun und noch liebevoller, als bedeutend! denn sein Denkmal hat er sich selbst vollendet, und er kann weder schlechter, noch auch besser mehr gemacht werden, als er gewesen ist. Daher wollen wir statt „Seinem Denkmal“ „Ihrem Denkmal“ setzen, und wenn wir das wirklich nicht anders als mit Recht thun, so hat die uneigennützigste Liebe Ihr vor der Welt denselben Lohn gegeben, den sie sich selbst giebt. — Dann: „Dem Fürsten Pückler.“ Also das ist nicht für den Leser, was jetzt auf acht halben Seiten folgt. Nur die Verse seien sein, welche obenan stehen:

Haben sich von Deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und fürwahr, sie zu erzählen,
Vielfach sich gequält. —
Hätten sie von Deinem Guten
Freundlich Dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken,
Wie man Beß'res wählt! — —
O gewiß! das Allerbeste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Klause zählt!! *)

(Westöstl Divan. Buch der Betrachtungen.)

*) Durch Veränderung des sie des ersten Verses in sich, durch „! — — “ nach wählt und durch das Unterstreichen des mir habe ich diese Verse wohl verständlicher gemacht, als sie sonst waren. — Spätere Anmerkung.

So spricht der Freund zu seinem geliebten Kinde, das ihm mehr am Herzen liegt, als vielen andern, die seinen Werth nicht kennen und, gleich dem Huhn, eine Perle fanden und ein Gerstenkorn wünschen. Bettina — denn wie sollen wir die Briefstellerin anders nennen? — giebt uns den Commentar zu diesem Liede, und die Stellen, durch welche es besonders deutlich gemacht wird, und aus denen es auch wohl hervorgegangen ist, finden sich in ihren Briefen an Göthe, z. B. Thl. 2. S. 10. und S. 77. An einer andern Stelle, nach welcher Rec. vergeblich in diesem Augenblick blättert, beklagt sie sich über die Menschen: „erst beurtheilen sie einen verkehrt und dann mißhandeln sie einen, und das nennen sie sich für einen interessiren.“ Dahin können wir auch noch die spätern Worte ziehen, in der Zueignung an den Fürsten Pückler: „Lassen Sie uns einander gut gesinnt bleiben; was wir auch für Fehler und Verstöße in den Augen Anderer haben mögen, die uns nicht in demselben Lichte sehen, wir wollen die Zuversicht zu einer höhern Idealität, die so weit alle zufälligen Verschuldungen und Mißverständnisse und alle angenommene und herkömmliche Tugend überragt, nicht aufgeben.“ Diese Worte führt Rec. in besagter Absicht an, im Uebrigen sind sie ihm nicht deutlich, sie gehören auch dem Leser nicht an. — Schutz und Anerkennung fand sie frühe bei Göthe's Mutter, bei der es sie grade empfohlen habe, daß sie von Andern verkannt sei. Thl. 2. S. 1. schreibt Bettina an Göthe: „Wenn andre Menschen klug über mich sein wollten, so ließ sie mich gewähren und gab dem Wesen keinen Namen,“ und S. 16: „Sie baute auf mein Herz. Man konnte ihr nicht weiß machen, daß ich falsch gegen sie sei, sie

sagte: der ist falsch, der mir meine Lust an ihr verderben will."

Der erste Theil beginnt mit Briefen, welche zwischen Bettinen und Göthe's Mutter gewechselt sind. Wollte Rec. den Leser nun näher mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes bekannt machen, so müßte er mit diesen Briefen anfangen. Sie gehen bis zur 110ten Seite des ersten Theiles und befriedigen auf's Höchste. Der herrliche Schluß setzt allem, was vorangegangen ist, die Krone auf. Bettina machte mit den Ihrigen von Frankfurt eine Reise an den Rhein. Unterwegs hören sie in Geisenheim von dem Selbstmorde einer fremden jungen schönen Dame. Bettina ahnt, daß es ihre Freundin sei, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen, deren Geschichte erzählt wird. „O!" ruft sie aus, „dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge zaghafte Herz, welche ungeheuere Gewalt hat es bewogen, so zu handeln?" Die Ahnung ist nur zu wahr, der Zufall fügt es sogar, daß sie die Stelle besehen, wo sich jene am Ufer erdolcht hat. Nun heißt es: „Da kam der Bruder zu mir und sagte: sei stark, Mädchen! — Wir landeten in Rüdesheim, überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf eine halbe Stunde Berg an, ohne auszuruhen; — oben war mir der Athem vergangen, mein Kopf brannte, ich war den andern weit vorausgeeilt. — Da lag der herrliche Rhein, mit seinem smaragdnen Schmuck der Inseln, da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufließen, und die reichen friedlichen Städte an beiden Ufern, und die gesegneten Gelände zu beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichti-

gen werde, und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen, denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äußern, den ich einstens beherrschen könne."

Alles Uebrige des ersten Bandes, welcher 356 Seiten zählt, und den ganzen zweiten Band von 324 Seiten nimmt der Briefwechsel mit Göthe ein. In einem dritten Theile, von 243 Seiten, ist ein Tagebuch beigegeben, welches Rec. noch nicht hinlänglich kennt.

Aber es ist nicht unsere Absicht, daß der Leser durch einen andern als sich selbst mit dem Inhalte des Buchs näher bekannt werde. Denn warum soll Rec. sich diese Mühe machen? und was hätte er zu thun, wenn er sich ihr unterziehen wollte? Er könnte vielleicht gar etwas Gelehrsamkeit anbringen, er müßte diese und jene Stellen abschreiben, müßte, als wenn es dazu seiner bedürfte, den Leser versichern, wie schön und unvergleichlich, wie unterhaltend und ergreifend und lehrreich das und wieder das sei, müßte ihn hier und dort und wieder dort und endlich dort auf eine Erzählung und Mittheilung aufmerksam machen, die er durchaus nicht ungelesen lassen dürfe, und das Ende vom Liede würde sein, daß der Leser alles lesen müsse, um sich nichts entgehen zu lassen. Dasselbe würde folgen, wenn Rec. einzelne Bemerkungen und Wahrheiten aus dem Buche ausschreiben wollte, Jeder würde sie selbst aufsuchen und im Zusammenhange lesen und sich nicht mit den wenigsten begnügen wollen. Endlich, wenn ich auf die Verfasserin selbst hinweisen, ihre vortrefflichen Eigenschaften aufzählen wollte, ihre Liebe der Freiheit, ihre Uneigennützigkeit, ihr aufrichtiges Wesen, mit einem Worte ihre Liebenswürdigkeit, wem würde

das genügen, wer würde nicht die Verfasserin ganz erblicken wollen, in allem, was er hier von ihrem Leben und ihren Schicksalen vorfindet? Ich verzichte also gerne auf jede Notizenkrämerei, rufe weder aus: „hier ist von Jacobi, sage Jacobi, die Rede!“ (so allerliebst auch von ihm die Rede ist) noch: „hier wird Wieland genannt und S. 144. des Tagebuchs kommt Herder's Name vor! ihr Kleinigkeitskrämer, das sind wahre Perlen für eure Biographien und Literaturgeschichten!“, sondern ich nehme nicht einmal dasjenige heraus, was über Göthe gesagt ist, und verzichte auch willig auf ein literärisches Gewäsche, der ich doch so gut wie jeder Andere etwas und Vieles über Göthe sagen könnte. Jeder mag auf seine Weise aus der Quelle schöpfen, an welche wir ihn führen, Rec. ist nicht gesonnen, sie durch sein Geplätscher zu trüben, oder durch seine lästige Gesellschaft den Genuß des Lesers zu stören und zu hindern. Nur so viel muß er gestehen, daß ihn beim Lesen des Buchs kein unangenehmes Gefühl beschlichen hat, wenn es nicht — das der Eifersucht gewesen ist.

Was diesen „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde“ noch von allen den Büchern unterscheidet, welche nach Göthe's Tode über ihn und zu einem Theil von ihm erschienen sind, besteht darin, daß zwar das Mehrste an Göthe gerichtet ist, daß aber nur Einiges sich auf ihn bezieht, und nur Weniges aus seiner Feder geflossen ist. Deßhalb haben wir auch schon oben, in einem andern Zusammenhange, gesagt, dieses Werk werde am wenigsten *seinem* Denkmal dienen, und fügen jetzt wieder etwas Aehnliches, wie oben, hinzu: Die Liebe habe hier sich selbst und dem ausgezeichneten Individuum, in welchem sie verkörpert erscheine, ein Denkmal gesetzt.

Auch Göthe beugt sich vor dieser höhern Macht, so weit sein Selbstgefühl oder Alter und Norm ihm das noch gestatten. Die Verfasserin, welche in ihm den Gott zu erblicken glaubt, welchen sie im Herzen trägt, zwingt ihn nach ihrem Willen, den er wohl den „kleinen Eigensinn“ oder das „eigensinnige Köpfchen“ nennt. Man würde sich sehr irren, wenn man eine Lobhudelei Göthe's zu finden dächte, wie sie so manchen seiner Verehrer so schlecht gekleidet hat. Es ist ihm hier mit einem Muthe, mit einer Unerschrockenheit die Wahrheit gesagt, die kein Freund des ausgezeichneten Mannes zur Lüge machen wird, und wenn er auch den Unverstand aller seiner Feinde, zu dem eignen, zu Hülfe nähme.

Was die Phantasien betrifft, welchen wir, in dem hier angezeigten Werk, über Musik, Liebe und anderes nicht ganz selten begegnen, so sind diese wohl am wenigsten für die Leser bestimmt, sondern waren ein Erguß für's eigne Herz. Von ihnen gilt, was Plato von fremden und wir von seinen Mythen urtheilen: *Τοῦτο δέ που, ὡς τὸ ὅλον εἰπεῖν, ψεῦδος, ἔνι δὲ καὶ ἀληθῆ*, Staat im zweiten Buch.

***Eckermann's Gespräche mit Goethe. Leipzig bei Brockhaus. 1836.**

(1836.)

Eine kurze Einleitung, worin der Verfasser Nachricht gibt von sich und seiner Herkunft, wie von der Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe, geht den Gesprächen voraus und erwirbt Herrn Eckermann die

Achtung für seine Person, noch ehe der Leser weiß, welchen Dank er ihm für sein Buch schuldig sein werde. Geburt und Verhältnisse waren für des Verfassers Bildung so ungünstig, daß er bis zu seinem vierzehnten Jahre die Schule nur periodenweise besuchen konnte und nur nothdürftig schreiben und lesen lernte, und daß er noch in seinem 24sten Jahre Schiller, Klopstock u. s. w. nicht kannte. Aber Drang und Anlage ließen ihn alle Schwierigkeiten überwinden, die seiner Ausbildung im Wege waren. Seine Fortschritte standen erst bei Goethe still, welcher für ihn — das sind seine eigenen Worte — derjenige unter den Dichtern ward, zu dem er täglich als zu seinem untrüglichen Leitstern hinaufblickte; dessen Ausdrücke mit seiner Denkungsweise in Harmonie standen und ihn auf einen immer höhern Punkt der Ansicht stellten; dessen hohe Kunst in Behandlung der verschiedensten Gegenstände er immer mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gegen den seine innige Verehrung fast leidenschaftlicher Natur war, S. 33. Es verband sich also mit Herrn Eckermann's Vorliebe für die Goethe'schen Werke und Dichtungen die Hoffnung, in seiner eignen dichterischen Thätigkeit durch sie gefördert zu werden. So sagt er u. a. nach einem Gespräche mit Goethe über das, was Eckermann dichten und was er nicht dichten solle: „Ich fühle mich nun durch Goethe's Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefsten Seele das Glück zu erkennen, was es sagen will, wenn man mit einem rechten Meister zusammentrifft. Der Vortheil ist gar nicht zu berechnen." Man muß sich wundern, wie der Verehrer eines gescheuten Mannes sich solche Illusionen machen und durch ein Paar Worte um ein Paar Jahre

klüger und vorgerückt zu sein glauben kann. Auch in sofern scheint Herr Eckermann im Irrthum gewesen zu sein, als der Dichter nicht, wie der Maler, zu einem Meister in die Lehre geht. Seine Bildung kann er sich wie jeder Andere und mit jedem Anderen erwerben, im Uebrigen muß der Dichter sich selbst das Mehrste verdanken und das ganze Leben und die ganze äußere Welt ihm, je nachdem er mehr oder weniger umfassend ist, mehr oder weniger zum Spiegel seiner inneren Natur dienen. Giebt er sich aber einer fremden Individualität hin, und wäre sie die bedeutendste, so wird ihm alles dasjenige nicht bedeutend genug sein, wodurch eine solche Individualität so bedeutend geworden ist; denn nie kann ein einzelnes Individuum, wie sehr es auch unter den Individuen hervorrage, so groß wie dasjenige sein, wodurch es selbst groß geworden ist; weil selbst die Größe eines Menschen etwas Größeres als sich voraussetzt und beweist, nämlich die Größe des Menschen, und weil die größte geistige Kraft als Aeußerung des Geistes nur dem Funken des Steines gleicht, und bis auf die Gottheit alles Große nur groß durch ein Größeres ist. Aus diesem Grunde beweist der Goethianismus nicht bloß Goethe's Größe, sondern auch die Kleinheit der Goethianer, so daß diese oft um so größere Antipoden ihres Meisters sind, je eifriger sie ihn umfassen, je inniger sie sich ihm hingeben, je mehr sie alles neben ihm verachten. Eckermann sagt in den Nachrichten über sein Leben, Theil I. S. 19: „Ich war jetzt in meinem 24sten Jahre; es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne geistige Cultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das Studium unserer großen Dichter und führte mich auf Schiller

und Klopstock. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie; allein ich fand mich durch sie wenig gefördert, die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eignen Natur zu weit abwärts." Wie anmaßend stellt hier den gewiß sonst trefflichen Verfasser sein Goethianismus dar! Wie leicht könnte Jemand, der gegen das Verdienst seines Buches gleichgültiger wäre, als wir, die Frage aufwerfen und aus diesem und jenem, was im Buche selbst verschwindet, zu beantworten suchen: ob Herr Eckermann denn nun durch Goethe auch so erstaunlich gefördert worden sei? Goethe selbst hätte Schiller gewiß nicht bewundert, wenn er nicht auch durch ihn gefördert wäre. Goethe ließ in früheren Jahren alles auf sich einwirken, womit er in Berührung kam, auch das Unbedeutendere; das Bedeutende eignete er sich an, befreundete sich damit oder versuchte sich wenigstens daran.

Indessen können wir in unserm Fall solche Betrachtungen um so eher bei Seite lassen, je größeres Vergnügen uns das Buch des Herrn E. gewährt hat. Wie hätte das Verhältniß des Herrn E. zu Goethe, woraus das Buch entsprungen ist, ohne seine selbstverläugnende Hingebung an Goethe entstehen können? Und warum soll ein Mann wie Goethe nicht solche Verehrer haben? warum soll es nicht Goethianer geben? wenn nur ihr Goethianismus so edel ist, aus einer so lauteren Quelle entspringt, wie derjenige des Herrn E., bei welchem noch das Verdienst hinzukommt, sich einem Manne, wie Goethe, in dessen Alter nützlich und hülfreich erwiesen zu haben. Wir können am Ende alle mit einander Goethianer sein, wenn wir es nur mit

Unterschied sind. Goethe's blinde Tadler werden uns immer lächerlich sein. Denken wir aber an jene Zahllosen, welche sich in dem trägen Ruhme gefallen, nur dasjenige zu loben, dessen Ruhm ohne sie und trotz ihnen fest steht, und welche nicht nur selbst nichts für die Gegenwart sind, sondern ihr auch die nothwendigste Förderung und Ermuthigung entziehen, so werden wir uns immer eines verständigen Tadels des ruhmvollen Dichters um seiner ruhmlosen Lobredner willen freuen. Denn wie manches Talent, das Goethe's Beispiel hervorgelockt hatte, hat man mit seinem Namen unterdrückt! während es denjenigen nach Verdienst erging, die sein Name hervorlockte und sein Beispiel unterdrückte.

Mir schienen diese Bemerkungen die passendste Ankündigung des vorliegenden Werkes zu sein. Dies ist von der Art, daß ihm ein zahlreiches Publikum nicht entgehen könnte, auch wenn es weniger gelesen zu werden verdiente, als das der Fall ist. Man bespreche es also nicht zuviel, damit auch endlich das ewige Gespräche und Geschreibe über Goethe und nur Goethe aufhöre. Wozu hat dies anders geführt, als ihm Feinde zu machen, als Aeußerliches und Persönliches zur Hauptsache zu erheben und diese zu übersehen? Wer weiß, ob man Goethe auch so viel liest, als man von ihm redet, und ob der Einfluß seines Genies nicht heilsamer, wenn stiller, gewesen wäre? Wenigstens hätte dann auch die Gegenwart mehr ihr Recht bekommen; man hätte für Goethe Interesse gehabt, aber für Grabbe es an den Tag gelegt.

*Ein Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands und zur Vergleichung derselben mit der heutigen Literatur Frankreichs.

Herr Laube. — Madame Dudevant.

(1837.)

Als Herr W. Menzel gegen das sogenannte junge Deutschland auftrat, beging er den Fehler und das Unrecht, seinen Zorn über ein paar Männer auszuschütten, die ihm als Theilhaber weit verbreiteter Irrthümer zu bemitleidenswerth und als Vorkämpfer einer eben so unphilosophischen, als unpoetischen Lebensansicht zu verächtlich hätten erscheinen sollen, um gegen sie in Hitze zu gerathen. Daher hat sein Verfahren ihm selbst eben so viel und vielleicht mehr geschadet, als den wenigen Personen, welche man ungerechterweise mit dem Namen eines jungen Deutschlands belegt.

Ich sage: ungerechterweise; denn was hätten diese Männer bei allem ihren Talente zu bedeuten, wenn sie allein ständen und nicht vielmehr eine eben so große Macht hinter ihrem Rücken hätten, als ihr Gegner für sich hatte. Der Beurtheiler des jungen Deutschlands hätte also auf die Ueberzeugung der fraglichen Schriftsteller einwirken, und sich zugleich ihrer Schriften als eines Mittels bedienen sollen, um die schwankende Masse, aus der sich jene hervorthaten, auf das Mißliche solcher Meinungen aufmerksam zu machen und sie selbst sowohl auf eine bessere Bahn zu bringen, als jenen die Stütze zu nehmen, auf welche sie sich verließen.

Da aber die Kritik, wie sie sich im Literaturblatt des Herrn Menzel oder unter andern auch in den Kirchen-

zeitungen zeigte, sich ihrer Pflichten weder gegen die Schriftsteller des jungen Deutschlands, noch gegen deren Publikum entledigt hat, so kann man nicht bedauern, daß die Sachen in ihren alten Stand zurückgekehrt sind. Das junge Deutschland, auch wenn man es auf die bewußten vier oder fünf Männer beschränkt, fährt in seiner Thätigkeit fort, sein Publikum scheint nicht geringer geworden zu sein, und die noch unausgeübte Kritik hat sich ihrer Pflichten gegen Beide noch erst zu entledigen. Es ist demnach erfreulich und selbst gerecht, daß von Herrn Gutzkow und seinem Thun und Lassen nach wie vor in Blättern und Zeitungen eine beständige Rede ist. Er hat eine Zeitschrift gegründet, die eben jetzt sich erst recht ausbreiten will und nach den Zeitungen „für Nord-Deutschland dasjenige werden soll, was das Morgenblatt für Süd-Deutschland sei.“ Herr Mundt giebt die Dioskuren und den Delphin heraus, nnd ich kann eben so wenig begreifen, warum man seine jetzigen Schriften nicht verbietet, als ich begreifen kann, warum man seine früheren, z. B. die Madonna, verboten hat. Heine ist durch sein Genie über das junge Deutschland erhaben. Herr Laube hat, wenn ich nicht irre, das Unglück oder, wofür wir es halten würden, das Glück, vom jungen Deutschland als ein Abtrünniger betrachtet zu werden. Um so mehr freue ich mich, ihn in dem Folgenden als Repräsentanten desselben vorgeschoben zu haben.

Diese wenigen Bemerkungen glaubte ich dem nachstehenden, mitten aus einem kleinen Manuscripte gerissenen, Fragment vorausschicken zu müssen, dessen Inhalt ich durch die Ueberschrift unvollkommen genug angezeigt haben mag.

Wir müssen dem jungen Deutschland oder der sogenannten jungen Literatur Deutschlands die Stütze absprechen, welche sie an der neuen Literatur Frankreichs zu haben glaubte. Das jetzige Frankreich hat nur erst eine junge Literatur, und wenn wir uns nicht zu denjenigen gesellen wollen, die diesem Lande, in welchem ein ganz neuer Zustand der Dinge aufgekommen ist, nur Unglück weissagen, so müssen auch in ihr die Keime einer besseren Zukunft zu finden sein und zu Tage liegen; und in der That kann man von der Literatur in Frankreich sagen, daß in dem Besseren sich schon das Gute zeige, und daß sich das Schlechte vom Guten oder das Gute vom Schlechten immer deutlicher trennen werde. Ganz anders in Deutschland. Bei uns war die sogenannte junge Literatur durch nichts nothwendig gemacht, sie hat nicht das geringste Gute gestiftet, sondern das Bessere, welches statt ihrer da war, nur gehemmt und gehindert. Gingen doch Männer wie Grabbe und Platen aus Mangel an Anerkennung, und jener zugleich aus Mangel an Unterstützung, unter, während, wie Jemand bei Gelegenheit von Grabbe's Tode sagte, „die Affen Heine's und Börne's die ungeheuersten Honorare bezogen“, in allen Zeitungen von sich sprachen und alle Welt von sich sprechen machten!

Wir wollen die sogenannte junge deutsche Literatur, an einem Beispiel, mit der jungen französischen Literatur, gleichfalls an einem Beispiel, vergleichen. Wir wählen dort Laube, hier Madame Dudevant. Wir haben bereits über jenen gehört, daß er dem „jungen Deutschland“ ein glückliches Lebewohl gesagt habe, wir haben aber auch bemerkt, daß das Publikum noch nicht

über das junge Deutschland aufgeklärt sei. Ja, die Reisenovellen von H. Laube, deren zwei erste Bände hier zuerst beurtheilt werden sollen, werden nicht nur viel, sondern vielleicht lieber gelesen, als das Neuere und Bessere, welches die Laube'sche Muse gegeben hat; das Letztere ist sogar, weil sein Inhalt nicht, wie in jenen Novellen, von der Straße gegriffen ist, dem verwöhnten Gaumen gewisser Leser inhaltsleer und nicht piquant genug vorgekommen.

Die hier zunächst folgende Beurtheilung der zwei ersten Bände oder eigentlich nur des ersten Bandes der genannten Reisenovellen wurde schon 1835, noch vor dem Ausbruch des Gutzkow'schen Prozesses geschrieben. Wir theilen sie fast unverändert, aber um Vieles verkürzt mit, selbst den Anfang lassen wir weg; der Verfolg dieses Aufsatzes wird dies als keinen Mangel erscheinen lassen, und ein Stückwerk von Beurtheilung wird hier auch deßhalb seinen Platz ausfüllen, weil es nur ein Stückwerk des Herrn Laube betrifft.

Reisenovellen von Heinrich Laube.

1834. Zwei Theile.

„— — Wie sehr die Menschen nach Neuerungen trachten, wie nöthig Verbesserungen seien, haben die Folgen der französischen Revolutionen, hat der Eindruck gezeigt, den beide auf Deutschland — um bei diesem stehen zu bleiben — hervorbrachten. Die zweite Revolution liegt uns am nächsten. Ihre Erschütterung hat nicht so lange gedauert, ist nicht so zerstörend gewesen, und wir haben die Gefahr, von Verstande zu

kommen, glücklich überwunden. Für die Verbesserung des bürgerlichen Lebens, für die Ausbildung des Staates ist es nöthig, daß die öffentliche Meinung aus den Zuckungen der letzten Zeit gesund und stark hervorgehe und auf guter Bahn erhalten werde."

„Anders steht es um die Religion, die weder neben, noch unter, noch endlich über dem Staate stehen soll, sondern vor allem in den menschlichen Herzen neu erblühen muß. Von der einen Seite greift man alles und jedes Christenthum mit der übelsten Gesinnung an, auf der anderen schreckt uns der „rechte Glaube" mit seiner Anmaßung, seinem Dünkel, seinem Hochmuthe, seinen — Folgen. Wem sollen wir das Feld räumen, oder entwickelt sich vielleicht mitten zwischen beiden die Sonne der Wahrheit, um vom Centrum aus das Eis der beiden Pole zu schmelzen?"

„Unser Leben wird auch jetzt keinen Stillstand erleiden, wir wollen vielmehr annehmen, es werde sich sichtlicher als je entwickeln; nur daß wir diejenigen nicht für die Apostel der neuen Zeit halten, welche Sorge tragen wollen, daß die Rohheit der alten Zeit auch für die neue nicht verloren gehe. Ein solches Streben können wir dem Herrn Laube und Seinesgleichen nicht absprechen, sind aber zu menschlich, um ihnen den Ruhm des Gelingens zuzusprechen; denn theils würde die neue Zeit auch ohne sie mangelhaft bleiben, theils gehören sie nicht zu den hervorragenden Geistern, welche nach Plato eben so ausgezeichnet im Schlechten, als im Guten werden." — —

„Von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens sind diese Kräfte der jungen Zeit zurückgewiesen, aber ungenutzt ruhen konnten sie nicht, und es ist ein Glück, daß

die Presse ihnen einen Tummelplatz gab, wie es ein Glück ist, daß sich hier keine verderblicheren Kräfte entwickelten, als die Gutzkow'schen. Wie wenig der Streit auf sich habe, den Herr Gutzkow mit einem Andern führt, sieht man u. a. aus der Vertheidigung gegen Menzel u. s. w. von K. Gutzkow, Mannheim, 1835. Hier heißt es, S. 34, in der Cäsarsprache dieser Leute: „„Ich drängte eine alte Institution zurück,"" die Ehe. S. 40: „„Ich habe zu eifrig im Rousseau gelesen, um"" u. s. w., und (fügen wir hinzu) übersah den hohen Sinn und Geist dieses Mannes über seinen Irrthümern. *) Dann unterstützt Herr Gutzkow sein sittliches und poetisches Vorurtheil, wie er es nennt, gegen die Ehe, deren Aufhebung eine seiner Hauptttendenzen ist, mit Gründen und Worten, die weder Freund noch Feind erhitzen können und deßhalb auch unsere Feder nicht weiter in Bewegung setzen sollen."

„Wir gehen also zu Herrn Laube über. Man sagt, er sei nichts als ein Nachahmer Heine's, den er feiert, und man scheint das mit Recht zu sagen. Wenigstens verhalten sich diese Reisenovellen zu den Reisebildern wie Copie zum Original. Oder sollte es richtiger sein, zu sagen: wie Copie zur Copie, so daß Herr Laube, der schon frühere Bücher schrieb, als diese Reisenovellen, nicht mit Unrecht entgegnete, S. 293: „„Es singt eine Nachtigall wie die andere, und sie ahmen einander nicht nach?"" Heine fand im Leben und in seinem Kreise, also bei einer gewissen Menschenklasse,

---

*) Was übrigens die Ehe betrifft, so ist ja die Heloïse Rousseau's gerade zum Triumphe oder doch zur Rettung der Ehe geschrieben.

einen Ton vor, den er darauf auch in Büchern anstimmte, um theils die Gleichgesinnten zu stärken, theils den Pöbel zu belustigen oder dem Publicum eine pöbelhafte Belustigung zu gewähren. Die Reisebilder sind so bekannt und aus ihnen leuchtet, wie ich glaube, das Gesagte so von selbst ein, daß ich es weder im Einzelnen, noch im Allgemeinen zu beweisen brauchte. Gleichwohl höre man einige jener Witze, mit denen Herr Heine so viel Glück gemacht hat: „„Gebratene Universitätspedelle,““ „„ein erzprosaisches Wittwencassengesicht.““ Ein Bürger von Goßlar heißt „„ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht.““ „„Er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden.““ Ein junger Kaufmann, den Herr Heine auf dem Brocken sieht, „„ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock.““ Ein anderer „„lächelt wie ein Mops, der den Schnupfen hat.““ Theil I., S. 100 sagt Herr Heine von einer Dame: „„Die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen.““ u. dgl. m.

„Das ist für die Straße, und man glaubt den Verfasser vor seiner Bilderbude den Pöbel anlocken zu sehen. Mir drängt sich hierbei eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren auf. Auf den Jahrmärkten meines Geburtsortes fand kein Artikel solchen Absatz, wie die Ember und Holländischen Heringe, die hier in Ueberfluß eingeführt wurden. Das Volk aß in Zelten, wie unter freiem Himmel, Heringe und Semmel. Ich erinnere mich, daß unter den Verkäufern dieser Waare ein Mann das Volk mit ähnlichen Späßen regalirte und fast beliebter war als selbst der Hanswurst. Er rief:

Koop't, koop't Hering',
Smült joh in 'n Mund,
A's 'n braa'n Bakkstee'n!

oder:

Koop't, koop't Hering',
Tergaht joh up de Tung',
A's 'n smülten Schohnagel,

und keiner ward so viel Heringe los, wie er."

„Aber Heine ist ja bekannt als ein Mann von Geist und Talent. Auch schien er in den Pariser Zuständen jener unwitzigen und geistlosen Manier entsagen zu wollen. *) Wen hätte das nicht gefreut? Aber leider lassen sich solche Reisebilder wohl nicht so leicht verwinden, und seine Krankheit kehrt in beständigen Rückfällen wieder.""

„Wir haben es unentschieden gelassen, ob des Herrn Laube Reisenovellen eine Quelle mit den Reisebildern hätten, oder aus diesen hervorgegangen seien. Vielleicht ist beides. Sie behandeln dieselben Gegenstände, haben dieselben Witze, erheben oder verspotten dieselben Personen: Willibald Alexis, Steffens, den Herrn von Raumer, Jahn u. a. m. Napoleon wird von beiden vergöttert, Körner herabgesetzt, er, den die Vaterlandsliebe heilig hält, und dessen Dichterruhm schon das kleine Gedicht vertreten könnte: Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben ꝛc. Was für Heine Göttingen, das ist für Laube Halle oder eine andere Stadt. In Halle „„gibt es nur Studenten, Torf, schmutziges Volk,"" (der Verfasser der Reisenovellen hat nämlich in Halle studirt) „„Professoren und Dreck,"" S. 160. „„Die Stadt

---

*) Nur sind auch sie entstellt durch den tiefgewurzelten Haß des Verfassers in der Vorrede.

Braunschweig gefiel mir immer Abends am besten, wenn ich nicht viel von ihr sah,"" S. 103. Wer Heine's Reisebilder kennt, wird sich der Stellen erinnern, die Herr Laube hier abgeschrieben hat. Ich füge noch einige Beispiele hinzu. S. 94 steht Herr Laube auf dem Braunschweiger Schloßplatze, als man eben den neuen Schloßbau angefangen hatte. Es ist Abend. „„Im Hintergrunde standen leise flüsternd traurige, hohe Bäume, die alles mit angesehen hatten und nächtliche Geschichten murmelten. Ich habe manches leise sprechende Blatt entziffert, denn ich kann schweigen (?) und wer viel schweigt, hört mehr; aber diese Blätter lispelten zu weit von mir, und das war mir ernstlich leid. Mein historisches Herz fühlte es, dort werden nicht nur Geschichten, es wird Geschichte erzählt."" In dieser hochtrabenden Albernheit geht es weiter. — S. 138: „„— — Leute, die nicht recht gut und nicht recht schlecht sind; deren Poesie aus Dresden stammt; welche sich zum Sächsischen Protestantismus bekennen; die auf den Börne schimpfen und theologische Bücher lesen."" S. 141: „„Die jetzige Welt ist sehr unromantisch, und man bewundert der Herren Schlegel und des Herrn Hengstenberg Courage, die Romantik und den Glauben in den Ländern wieder einführen zu wollen, wo die Bibelübersetzung, der Rationalismus und die Hundesteuer erfunden worden ist."" So wagt Herr Laube zwanzig schlechte, gemeine oder leere Witze, bis ihm ein einziger gelingt."

„Auch davon, wie Herr Laube im Muthwillen schreibt, dürfen wir dem Leser ein Beispiel nicht wohl vorenthalten. „„O Jupiter,"" heißt es S. 367 u. ff., „„warum logst Du einst Unsterblichkeit, wenn Du wirk-

lich nichts weiter warst, als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte? Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen"" (es ist Nacht, und Herr Laube steht auf einem Berge) „„wacht auf, reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünden stehlt, — — emancipirt nicht bloß die Juden, sondern die natürliche Kraft. Vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde. O Jungfrau Maria, die Du eben erst schlafen gegangen, die Du keine Heirathspedantin warst und bist, — — wir wollen ein neues Liebesreich stiften, in welchem die Furcht unbekannt sei, und in welchem die gestorbenen Worte: Freuet Euch unter Furcht und Zittern umgewandelt werden in die lebendigen: Freuet Euch unter Jauchzen und Küssen und mit Courage.""

„In der Art fährt Herr Laube fort: „„er habe sich gelobt, die Wahrheit zu sagen, sie möge klingen wie sie wolle."" „„Wahrscheinlich war ich trunken von Maria's Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. Aber besser bin ich doch, als sie die Leute gerne glauben machten, denn ich schreibe dergleichen nur, damit sie etwas Neues haben zur Verketzerung meiner Sippschaft.""

„Als Beispiel, wie und wie offen Herr Laube selbst von sich und „„seiner Sippschaft"" urtheilt: „„Man möchte eiligst im Schlafrock hinunterlaufen auf die Straße und etwas Großes thun, weil man fürchtet, morgen sei es zu spät,"" S. 129. Also erstlich im Schlafrock und zweitens auf der Straße. S. 131: „„Die Welt geht. Wer sich nicht an die unwandelbarsten Dinge hält, vergeht mit ihr, und wir Zeitschriftsteller, die wir

unsere Rosse an die Interessen des Tages binden, vergehen um so schneller mit ihnen, je eher unsere Wünsche befriedigt werden. Nur gutmüthige Literaturgeschichten werden die besten der jungen Namen eine Zeitlang aus Erkenntlichkeit nennen.""

„Was die Offenheit des Herrn Laube uns alles an ihm aufdeckt, verdient gewiß kein Lob, also lohnt es auch nicht die Mühe, zu untersuchen, ob sie selbst Lob verdiene. Er sagt S. 145: „„Die Burschenschafter hätten den einzigen dummen Streich Josephs in Aegypten in ein System gebracht,"" und erzählt uns, S. 44, von „„einem merkwürdigen Tag in seinem Leben."" „„An jenem Tage,"" sagt Herr Laube, „„verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag. Ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange auf der Kupferschmiedstraße (in Breslau), und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Mal meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonst wo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich Dir ab, o Plato!"" Also gab es doch für den Herrn Laube eine Zeit, und er spricht auch davon, S. 43, wo er, wie er sich ausdrückt, „„den Plato las"" und „„an Menschheit und Tugend glaubte."" Also wollen und können wir seine jetzigen Aeußerungen wohl für unüberlegt halten und ihm zurufen:

Δαιμονιε τι τε σοι φυγεν ἐπος ἑρκος ὀδοντων;"

„Um den Leser zu überzeugen, daß ein solcher Zuruf an Herrn Laube vielleicht nicht verloren sei,

schreiben wir eine längere Stelle ab.*) „„So wie mittelmäßige Christen,““ heißt es S. 263, „„alle Jahre einmal zum Abendmahl gehen, so bin ich auch alle Jahr einmal andächtig, wenn der Frühling kömmt. Und wenn uns der Herr Gott das ganze Jahr vergessen hat mit großen und, was noch schmerzhafter ist, mit kleinen Freuden, eines Morgens, wenn ihr den Kopf aus dem Fenster steckt, da hat er sein großes, allgütiges, und glücklicherweise auch allmächtiges, Herz geöffnet. Es wehen die weichen, lyrischen Lüfte, und — das sind die schönsten Blicke aus den Augen alter Liebe — ringsumher sproßt Grün und Knospe des Grüns; das wollüstige Auge übersieht den ungemessenen Reichthum nicht. Ach, es wurde ja auch in Leipzig Frühling, und nun war Alles, Alles gut, und die Nicolaistraße war vergessen.““

„„An jenem Morgen, wo der Frühling über Nacht nach Leipzig gekommen war, saß ich im Reichelschen Garten am Fenster, am offenen Fenster, und ich nahm mir vor, von nun an Leipzig zu lieben. Man ist ja schon glücklich, wenn man nur lieben will. Wenn wir lange Zeit mit einem gewöhnlichen, gleichgültigen Weibe zusammenwohnen, das nicht schön und nicht interessant, auf deren Gesichte es alle Tage Werkeltag ist, so gewinnen wir am Ende auch dieses arbeitsame Gesicht lieb. Der Frühling sagte: Du bist lange genug in Leipzig für die Liebe, und ich nickte mit dem Kopf, und er steckte seine grünen Arme in mein Fenster, um mir die Hand zu drücken und die Augen zu stärken.““

---

*) Ich habe sie zu ihrem Vortheile abgekürzt.

„Ich möchte dem Herrn Laube zu Liebe annehmen, daß das Vermögen, so, wie in dem zuletzt Angeführten, zu denken und zu fühlen, ihn zum Schriftsteller berechtigt habe. Aber wie hat er sich seines Rechts bedient!""

„Alles, was Recensent bemerkt und angeführt hat, bezieht sich auf den ersten Band, der auch seine 447 Seiten zählt. Den zweiten Band hat Recensent nicht in der Hand gehabt. *) In jenem rechnen wir noch zu dem aus dem einen oder andern Grunde Besseren die „Novelle" S. 304 u. ff., und die „Skizzen zu Douanennovellen" S. 347—349."

„Hiermit könnten wir schließen, würden wir aber aufgefordert, unser Urtheil über das Buch und seinen Verfasser noch schließlich kurz zusammenzufassen, so flüchten wir am liebsten hinter ein Bild. Ein Bild taugt selten, ein entschiedenes Urtheil auszudrücken, da es entweder zu viel oder zu wenig sagt und eigentlich etwas ganz anderes ist, als es sagen soll. Der Leser könnte sich also bei unserm Bilde denken, was er wollte — so allgemein würde der Gesichtspunkt werden — und uns würde es dienen, die Humanität weder gegen Herrn Laube, noch gegen sie selbst zu verletzen. Denkt euch, würden wir sagen, einen Garten, in seiner Mitte stände ein Baum, dessen Aeste sich weit erstreckten. Dieser Baum wäre voll der schönsten Früchte, aber ehe sie reif wären, käme ein Sturm, und ein Theil der Früchte fiele zu Boden. Hier blieben sie liegen und verfaulten, denn Niemand wäre da, sie auf die Seite zu schaffen. Aber die Früchte, welche der Sturm verschonte, und welche auf dem Baume reiften, fielen un-

---

*) Damals (1835) waren der dritte und vierte Band noch nicht erschienen. — Spätere Anmerkung.

ter das verfaulte Obst und verfaulten mit. Nur selten käme eine Frucht zwischen Blätter oder sonst gut zu liegen und bliebe unangesteckt von der Fäulniß."

„Fürchtet der Leser sich vor solchen Früchten, so wirft er das Buch mit Verachtung von sich. Dazu fasse sich auch sein Verfasser ein Herz; er schaffe die ungesunden und faulen Früchte auf die Seite, damit die besseren eine Stätte finden, wo sie nicht schon in der Geburt verderben."

Der geneigte Leser möge entscheiden, ob diese Beurtheilung, so schwach sie übrigens sei, nicht wenigstens einen Geist athme, der wohlthätiger, als das Menzel'sche Verfahren, auf unsere schöne Literatur gewirkt haben würde. Ich habe aber gesagt, weßhalb ich sie noch jetzt drucken lasse. Der Leser soll sich aber auch an einem ganz neuen Producte des Herrn Laube überzeugen, daß der Verfasser der Reisenovellen eben so wenig, als das Publikum, schon ganz von den Reisenovellen befreit sei. Ehe ich dies aber zeige, will ich dem Nachfolgenden dasjenige vorhergehen lassen, was ihm Herr Laube selbst entgegensetzt, und dies wird um so mehr den Ausschlag geben müssen, als das Tadelhafte nur eine ganz kleine Erzählung, im zweiten Bande der Dioskuren von Theodor Mundt, ist, das Löbliche aber zwei Bücher und Novellen. Wir beginnen mit der zuletzt erschienenen der beiden Novellen, dem Glück, Mannheim, 1837. Hier heißt es S. 117 und 118: „Mag es ein richtiger Weg der neuen Welt sein, das unklare Idealisiren zu verlassen, sich an wirkliche Verhältnisse anzuschließen; das unerklärt Höhere im Menschen, diese Brücke zur Gottheit, kann sie leicht darüber

verlieren, ihr Weg streift dicht am Abgrunde der Trivialität hin." „Möge es ihr gelingen," fährt Herr Laube fort, „die so viel auf kleine Nüancen gibt, darin den richtigen Punkt zu treffen. Das setzt den Anspruch an eine außerordentliche Bildung voraus, denn sie hat zu Gunsten und für die Wahrheit des Individuums viele allgemeine Haltpunkte aufgelöst, und nun muß denn auch das Individuum alle Hülfe in sich selber finden. Sonst, ja sonst fand das Mädchen die Verhaltungsregeln in jedem mittelmäßigen Roman, man war schematisirt, Edelmuth und Laster lagen sonnenklar wie nahe Ufer einander gegenüber."

Ob dies alles so neu, wahr und gesund sei, wie Herr Laube sich gedacht haben mag, wollen wir für jetzt nicht untersuchen; man kann sich aber bei dem Angeführten im Allgemeinen die Idee vergegenwärtigen, die Herr Laube in der Novelle versinnlichen will. Auch der Weg des Helden seiner Geschichte streift dicht an der Trivialität hin, aber die Dichtkunst hebt ihn aus der Trivialität zum Höheren empor, und bringt ihn besser und glücklicher zu jener zurück, die nun mit ihm ein besseres Element in sich aufnimmt und also nicht mehr Trivialität ist oder bleibt. Die Novelle hat etwas Versöhnendes und Kräftigendes.

In der Schauspielerin (Novelle, 1836) hat der Verfasser einen ähnlichen Zweck gewollt und erreicht, wie im Glück. Die Schauspielerin tritt nicht eben besser auf, als man sich die Schauspielerinnen gewöhnlich denken will, mit diesem Charakter verbindet sie aber Besseres und Edleres, als jene selbst oft haben, die über den ganzen Stand nach einem äußern Schein zu urtheilen und abzuurtheilen lieben. In Ludwig wird

eine ideale Natur dargestellt, die in der Wirklichkeit das ihr Entsprechende sucht und findet und sich während des Suchens zwar, als das Ziel noch fern ist, unstät und unruhig zeigt, aber sich nie, von Anfang an, von der Liebe der Welt und der Liebe zur Welt verlassen fühlt und zeigt. Paul geht nur nebenher, sein Geschick ist nicht motivirt, und sein Ende entspricht seinem ersten Auftreten nicht. Es scheint aber, als solle er den Gegensatz zu Ludwig darstellen, und als räche die Wirklichkeit es an ihm, keine inneren Wünsche an sie gerichtet und keine ideale Befriedigung von ihr gehofft und in ihr gesucht zu haben.

Beide Novellen sind voll von Bemerkungen über das Leben, über den Menschen und sein Geschick; und diese Bemerkungen sind in sofern nie lästig, als sie immer mit dem jedesmaligen Punkte der Geschichte zusammenhangen. Nur sind sie oft mehr geistreich, als wahr und gut; vielleicht, weil der Verfasser in ihnen noch nicht ganz von zufälligen Reminiscenzen frei ist; z. B., wenn er sagt: „Die Undankbarkeit ist ein Salz der Geschichte, welches vor Fäulniß bewahrt, besonders in Kunstbestrebungen," und viel dergl. Mitunter ist die Leichtigkeit der Schreibart nur affectirt, und diese wird undeutlich und schwer. Man wird dann an „die diplomatisirende Gedankenlosigkeit Goethe'scher Wohlredenheit" erinnert, welche Menzel schon 1834 in seinem Literaturblatt als Berliner Mode bezeichnete, und für welche vielleicht Herr Varnhagen von Ense das lobenswertheste Muster abgibt.

Dasjenige, was Herr Laube als den neuen Wegweiser bezeichnet, von dem er sich führen lassen wolle, ist der gute Geschmack (s. die Zueignung der Novelle:

die Schauspielerin, an Herrn Varnhagen von Ense). Der gute Geschmack wird bedingt durch gesundes Urtheil und Selbstbeherrschung. Diese Hülfe, die Herr Laube in sich selbst gefunden hat, ist besser als das Vorbild des Herrn Heine, dem zum vollendeten guten Geschmack der Wille, sich selbst zu beherrschen, zu sehr abgeht. — Wir müssen uns indessen auf unsern Vorsatz beschränken, das junge Deutschland in einem seiner bis auf den heutigen Tag beliebtesten Glieder zu tadeln; wir verlassen daher Herrn Laube und kehren zum Verfasser seiner Reisenovellen zurück.

Im zweiten Bande der Dioskuren also, herausgegeben von Theodor Mundt, Berlin 1837, finden wir: Die Maske, eine Silhouette von Heinrich Laube. Von ihr heißt es im Phönix in einer Anzeige der Dioskuren (Nr. 132, 1837): „Den Preis graziöser Behandlung verdient wohl Laube's Silhouette.“ Wir wollen sehen, worin die Grazie des Verfassers der Reisenovellen bestehen könne, denn es ist schon bemerklich gemacht, daß die Silhouette von diesem sei und an Herrn Laube kein Recht habe. Da wir den letztern also nicht verletzen können, brauchen wir die Silhouette nicht zu schonen.

Sie beginnt mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Die letzte, die auch am Schluß der Erzählung wiederkehrt, heißt: „Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe ist vielleicht so selten als ein ganzer, durch und durch schaffender und schöner Frühling.“ Man könnte diese Worte auf sich beruhen lassen, wenn der Verfasser der Reisenovellen nicht etwas zur Beschönigung seiner anstößigen Erzählung damit sagen zu wollen schiene. Wir wollen also mit Bezug auf den In-

halt der Silhouette dagegen bemerken: daß, wo wirklich Liebe, wirklich Frühling zur Erscheinung kommt oder, besser, sich in der Erscheinung zeigt, nicht von einem Mehr oder Weniger der Liebe und des Frühlings, sondern nur ihrer Erscheinung, die Rede sein darf, denn diese hängt nicht blos von der Liebe und dem schaffenden Frühlinge ab, sondern vom Glück, das beide begleitet und, um in die Erscheinung zu treten, begünstigt. Den verspäteten, vom nachwirkenden Winter und bösen Wetter gehemmten Frühling verehren wir auch im einzelnen Veilchen, auch im einzelnen, glücklich zur Blüthe gekommenen Baum. Seine Hemmungen widerstreiten ihm selbst sowohl, als uns, wir rechnen sie nicht zum Frühling, sondern zu dem ihm Entgegengesetzten, und dieses erweckt auch in uns das Gegentheil von Frühlingsgefühl. In der Liebe ist es eben so, und darum soll sich die Poesie auch in der Ehe der verkümmerten, nicht zur Erscheinung gekommenen, Liebe annehmen.

Der Verfasser der Reisenovellen glaubte vielleicht in dieser Erzählung die Wahrheit zu schildern, indem er die Wirklichkeit zu schildern glaubte, und das läßt sich allerdings thun, selbst wenn die Wirklichkeit eine Lüge ist. Sie kann so gemein sein, daß nur eine tiefere Ansicht und höhere Absicht, sich mit ihr zu befassen, antreiben kann; wie das bei dem Dichter der Fall ist; der die Wahrheit, welche ihm die Wirklichkeit leiht, dieser aus seiner eignen Brust und zu gutem Zweck zurückgeben will. Hat dies aber der Verfasser der Reisenovellen gethan, thun wollen? Nein! sondern das, was an den von ihm geschilderten Personen, die der Wirklichkeit entnommen sein können, Gutes ist, übersieht nur er. Und warum? Weil seine eigne Wirk-

lichkeit, d. h. seine eigene Welt, tief unter derjenigen der von ihm geschilderten Personen steht. Und warum noch? Weil seiner Dichtung — denn so will er das Ding doch wohl genannt wissen — jede leitende Idee fehlt, und ihr weder etwas Gedachtes, noch etwas Denkbares zum Grunde liegt, so sehr er auch die Worte, womit er seine Erzählung beginnt und schließt, für einen Gedanken genommen haben mag. Was setzt er aber an die Stelle der Idee, und wodurch glaubt er sein Erzählen genießbar zu machen? Man höre zuvor. Ferdinand und Aurelie lieben sich. Aurelie heirathet aber auf den Wunsch und zum Wohl ihres Vaters einen Andern und findet sich auch in die Ehe mit einem guten und liebenswürdigen Mann. Dieser stirbt bald, auch Aureliens Aeltern sterben, und Ferdinand, der auf Reisen gegangen war, trifft Aurelien bei seiner Rückkunft als schöne, junge, reiche und unabhängige Wittwe; in ihr erwacht sogleich die alte Neigung mit aller Gewalt der Liebe, Ferdinand thut fremd, aber alte Liebe rostet nicht, und sie führt beide bald wieder zusammen. Ihr Verhältniß ist rein und unschuldig und wird, ehe es öffentlich sein soll, namentlich durch Aurelie, vor der Welt verborgen gehalten. Beides mißfällt der Subjectivität des objectiven Dichters, und um seine Poesie an der Prosa des Lebens und den ihm diese darstellenden Personen zu rächen, drängt sich der Verfasser der Reisenovellen diesen mit dem Schlechtesten auf, welches er hat, und glaubt den offenen Widerspruch, worin sich dies zu ihrem Guten befindet, Allen so verborgen, wie sich. Er veranstaltet nämlich einen Maskenball, dessen Ausgang zwischen dem liebenden Paare dem Leser dasjenige durch Sinnenreiz ersetzen soll, hoffentlich aber

nicht ersetzt, was der Erzählung an Unterhaltung und Interesse abgeht. Der Erzähler glaubte die Sinne des Lesers kitzeln zu müssen, wenn dieser nicht über die Leerheit seiner Erzählung lachen oder dabei gähnen solle.

Nun geht diese ganz ruhig wieder bergab. Aurelie bemerkt bloß zu ihrem Schrecken, aber erst nach bereits erfolgter Heirath, daß es Ferdinand nicht war, der sie nach Hause geleitete; sie hat, heißt es, Tact genug, ihm das nicht zu sagen, denn „in Sachen der Liebe seien Frauen viel feinere Diplomaten, als unsere Politiker in Sachen des Staats, weil ihnen das Herz zu Hülfe komme." Aber „sie sah sich jetzt durch einen Irrthum an Ferdinand gerathen, diese eine Täuschung warf ihr Schatten über die ganze Neigung und machte ihr dieselbe fraglich. Aber sie liebte auch nicht so kräftig," (versteht sich, daß bloß von Liebe nach Art des Verfassers der Reisenovellen die Rede ist) „um jetzt zu hassen," (wen?) „um wenigstens das Begehren zu empfinden: Du möchtest ihm weh thun bis in's innerste Herz." Bald leben beide, wie ordentliche, ruhige Leute in conventioneller Ehe zusammen zu leben pflegen. Jedes läßt sich und den Andern gehen.

Daß es der kleinen Erzählung hier und da an logischer Richtigkeit der Sprache mangelt, können wir nicht bloß dem Verfasser der Reisenovellen, sondern auch dem Herrn Laube noch vorwerfen.

In der beurtheilten Erzählung ist die Wirklichkeit alles Werthes und Reizes beraubt, den sie hat, geschweige, daß ein dichterischer hinzuträte; und es soll doch der Dichter die Flamme des Guten, die in ihm lodert, auch andern mittheilen oder vielmehr den Fun-

ken des Guten in andern nicht verkennen, der durch ihn zur Flamme werden soll!

Der Irrthum, in welchen Herr Laube in dieser Erzählung und mit dieser Erzählung gefallen ist, erklärt sich vielleicht aus dem ersten Theil der Worte, welche wir oben aus seiner Novelle: Das Glück, mitgetheilt haben. Dort hatte er die Menschen durch das Ideale, „diese Brücke zur Gottheit," zum Höheren geleitet; hier will er unserer Zeit den Spiegel ihrer Trivialität vorhalten, worin er sie verkommen glaubt, weil er darin verkommen war. Die Erzählung ergibt aber auch, daß Herr Laube sich die „triviale" Welt schlechter, als er sie darstellen konnte, denken mußte, um zum Verfasser seiner Reisenovellen herabzusinken. Gerade in der Richtung, zu welcher dieser gehört, gerade in der Meinung, die diese Richtung von unserer Zeit hegt, zeigt sich die Trivialität unserer Zeit, d. h. einiger Zeitgenossen, welchen ihre eigene Trivialität zu einem Abgrunde geworden ist, darin so Vielen unter ihnen auch die Ahnung des Höheren, auch „das unerklärt Höhere" im Menschen, und damit die Brücke verloren geht, welche zur Gottheit zurückführt, die für Alle unter den Menschen wohnt, die sie sehen mögen.

Der Richtung, welcher wir in dem, was wir das junge Deutschland nennen, begegnen, fehlt alle Poesie und bei aller Eitelkeit jedes stolze nnd edlere Selbstgefühl. Daher kann sie die Welt und Gegenwart nur schlechter darstellen, als sie ist, indem sie dieselbe zu sich herabzieht. Verachtete sie diese selbstgeschaffene Welt, statt sich wohl in ihr zu fühlen, so würde sie wenigstens bei ihren Schilderungen ihrer Welt sagen oder zu verstehen geben: Das seid ihr! und es würde

sich daneben an ihr selbst irgend ein Etwas offenbaren, weßhalb ihr derjenige, der nicht an einem entgegengesetzten Irrthume litte, ihre Verachtung nicht zurückgäbe; aber jetzt huldigt sie dem gröbsten Materialismus und schildert die Welt, wie sie sie schildert, nur, um wohlgefällig sagen zu können: Das sind wir!

Ihr fehlt jene Idealität, in die sich bessere, ja die besten Naturen aus einer Welt flüchten, in der sie sich nicht zu erkennen wußten, oder in der sie den Kampf scheuen, welchen die ideale Welt ihnen erläßt.

Aber wenn ihr Ideal Wahrheit hat, so können sie es nur dieser Welt verdanken, da sie keine andere kennen und aus keiner andern gekommen sind. Streiten sie es gleichwohl dieser Welt ab, so sind sie entweder gänzlich mit ihrem Ideal im Irrthum, oder ihr eignes Ideal fehlt ihnen in demselben Grade, als sie es der Welt absprechen. Wenigstens kann ihr Ideal nur so viel Werth haben, oder ihnen nur so viel zur Ehre gereichen und wahrhaft in ihnen sein, als sie es der Welt, der sie es schuldig sind, auch zu gute kommen lassen. Auch müssen wir es den sogenannten idealen Menschen wohl lassen, daß ihre Idealität dem gewöhnlichen Leben zu gute komme, zwar weniger, als sie es möglich machen könnten, aber gewiß mehr, als das gewöhnliche Leben es einsieht.

Mittels dieser allgemeinen Bemerkungen können wir vom jungen Deutschland zur jungen Literatur Frankreichs übergehen. Es ist oben gesagt oder doch angedeutet worden, daß wir das Gute, welches sich, wenn auch nicht am jungen Deutschland, doch an einigen seiner Glieder befinde, nicht zum jungen Deutschland zählen, und warum wir das Schlechte, welches

sich an der jungen Literatur Frankreichs befinde, milder beurtheilen.

Wir gehen nicht über das versprochene Beispiel der Madame Dudevant hinaus. Das Publikum ist durch die Menzel gewöhnt, jene mit dem jungen Deutschland, oder das junge Deutschland mit ihr unter eine Kategorie gestellt zu sehen. Wir haben den Vortheil, das junge Deutschland hinter uns zu haben.

Ich wähle aus den Romanen der Madame Dudevant zunächst: **Jacques, par G. Sand.**

Die ideale und reale Welt sind sich hier in Jacques und Sylvia einerseits und Octave und Fernande andererseits entgegengesetzt; um den Irrthum, daß beide getrennt zu denken oder für unvereinbar zu halten seien, dreht sich das ganze Stück. Gleichwohl läßt die Verfasserin alles Ernstes den Versuch machen, die ideale Welt in der realen zufrieden zu stellen, und obgleich ohne diesen Versuch jene Idee, die wir einen Irrthum genannt haben, gar nicht anschaulich gemacht werden könnte, so ist er doch zugleich ein Versuch der Verfasserin, sich von jener Idee zu befreien. Daher streift auch die Verfasserin mit ihrer Subjectivität immer an der Objectivität hin, und während sie unaufhaltsam ihrem Irrthume nachrennt, ist sie der Wahrheit stets so nahe zur Seite, daß sie mit der Hand in deren Gebiet hineingreifen kann und Gabe um Gabe hinter sich wirft.

In jenem Widerspruch in der Verfasserin aber liegen eben so wohl die Mängel ihres Romans, als ihr Unrecht gegen die beiden Welten, welche ihr im Sinn liegen, und deren keine für sie da ist, weil sie jede nur im Widerspruch mit der andern und also keine für sich erkennt. Gibt esi gleichwohl ihrer idealen Welt den

Vorzug vor der realen, so geht aus dem oben Gesagten mindestens die Unlauterkeit ihres Idealismus hervor. Egoismus ist zuerst diese Unlauterkeit. Er zeigt sich aber so edel, so aufopfernd, daß er dadurch fast ausgeglichen und aufgehoben würde, wenn das Böse sich durch Ausgleichung aufheben und noch anders als in einzelnen Personen wieder gutmachen ließe. Denn, Madame Dudevant und Jacques und Sylvia in allen möglichen Ehren, wozu nützt alle Aufopferung und aller Edelsinn in einer Sphäre, die gar nicht da ist? Werden sie nicht um so unnützer und selbst um so unedler, je mehr sie auf Kosten der wirklichen Welt geübt werden, und je mehr diese zum Besten der Unwahrheit und des Scheines entadelt und ihres besten Schmucks beraubt wird?

Die Verfasserin stellt vier Menschen, je zwei und zwei, einander gegenüber, zwei ideale und zwei aus der realen Welt. Je besser sie es mit ihrem Versuche, diese beiden Welten zu vereinigen oder die eine in der andern wiederzufinden, meint, je besser sie also auch die beiden realen Menschen auftreten läßt, desto verzweifelter erscheint gerade dieser Versuch und desto weniger nöthig. Denn wenn die wahren Ideale sich irgendwo in der Wirklichkeit befinden, so, sollte man sagen, befinden sie sich doch am ersten in den besseren Menschen aus der realen Welt, oder sind doch in ihnen am leichtesten zu erwecken. Was hilft es uns, daß Jacques sich am Ende das Leben nimmt und aus dem Nichts ins Nichts zurückkehrt, Octave und Fernande sind aus der wirklichen Welt und bleiben in dieser zurück. Je besser beide waren, je tiefer sie dann sinken, desto bedauerlicher ist der Irrthum der Verfasserin,

die so das Leben ansieht und ihrem Irrthum durch ihr Talent und durch ihr Herz Reiz und Stärke verleiht. Was hilft ein Idealismus, oder wo hat er in Wahrheit seine Stätte gehabt, wenn er nicht nur selbst in Verzweiflung endet, sondern auch das wirkliche Leben von der Höhe, auf welcher er es (hier in Octave und Fernande) antrifft, in den Staub zieht, den er so tief unter sich glaubt? Folgerichtig durchgeführt muß daher ein solcher Idealismus nicht blos mit der Verachtung der realen, sondern auch der idealen Welt, also der ganzen Menschheit, enden.

Doch genug dieser Gedanken. Die Menschen können eben so wenig nach ihren bloßen Gedanken, als durch die bloßen Gedanken Anderer gerichtet werden. Der ideale Egoismus im Roman der Madame Dudevant will nicht blos nach der Art beurtheilt sein, wie er sich in dem genannten Roman der realen Welt gegenüber stellt, sondern wie er dem Egoismus des wirklichen Lebens gegenübersteht. Wenn er hier auf das Kaltblütigste gehöhnt wird und als der Bessere vom Schlechteren viel zu leiden hat, so kann man es milder beurtheilen, wenn er in der Ausschweifung seiner Phantasie im Romane sich dadurch verkleinert, daß er die Ideale des wirklichen Lebens zu verkleinern und zu zerstören sucht. Der Egoismus der Dudevant will wenigstens sich ehren, während der Egoismus des wirklichen Lebens weder sich, noch andere ehrt; diesem ist alle Wahrheit gleichgültig, jener sucht die Wahrheit mit verblendeten Augen. **L'auteur,** sagt G. Sand in der Vorrede zum **Secrétaire intime** von sich, **peut avoir tort, mais il est sincère.**

Ein anderer Bestandtheil der Unlauterkeit, die wir in dem Idealismus auch der Madame Dudevant fanden, ist Materialismus. Jedoch hängt dieser eng mit dem Egoismus zusammen, der zwar in Jacques Liebe suchend auftritt, aber nirgends Liebe findet, weil ihm die Liebe fehlt, die wir die christliche nicht nur nennen, sondern auch sein lassen wollen.

Diese Bemerkungen halten sich streng an den genannten Roman; will man sie im Allgemeinen auch auf andere Romane der Madame Dudevant übertragen, so möchte das nicht mit allen gehen.

In der **Lélia (Roman par G. Sand)** z. B. ist der **dégoût** dieser Person an Allem selbst so degutant, und das Genie der Verfasserin reicht so wenig hin, die Ausfälle ihrer Heldin auf den lieben Gott auszugleichen und wo möglich wieder gut zu machen, daß das Buch den guten Leser anwidert, und er es mit Recht aus der Hand wirft. Um so nützlicher wird es auf der andern Seite sein; denn diejenigen, welche selbst auf alle Vorzüge verzichten und also in den großen Mängeln des Buches ihre Freude an sich selbst haben können, diesen wird dagegen durch die Vorzüge, die im Buche untergehen, durch die Unzufriedenheit, möchte ich sagen, des Buches mit sich selbst, ihre Freude daran so vergällt, daß sie, wenn je etwas Gutes an ihnen war, nicht schlechter dadurch werden, dagegen, wenn etwas Gutes in ihnen geschlummert hat, dies eher geweckt werden kann.

Da das ganze Werk oder das Ganze des Werks unter der Kritik ist, und der bloße moralische Maaßstab hinreicht, um es zu verwerfen, so wollen wir, zum Beweise des Besseren, das in der französischen Literatur, mitten

unter dem Allerverwerflichsten, wird, wenigstens Einzelnes daraus mittheilen. Es ist ein Glück für die Dudevant, daß ihre Bücher großentheils mit ihrer Zeit und deren Verkehrtheit untergehen werden. In einem besseren Leben wird ihr ein schönerer Ruhm zu Theil und ihre Freude daran nicht durch den Schmerz verbittert werden, daß man noch anderswo als im Himmel Bücher von ihr lies't.

„Die Religion Jesu Christi," erzählt Lélia über einen guten Augenblick ihres Lebens (Brüsseler Ausgabe, Band 2, S. 39 ff.), „welche ich meinem Denkvermögen und meinen Bedürfnissen angepaßt habe, träufelte in meine zerrissene Seele ein süßes Ergötzen, eine innige Ergebung. — Die Wahrheit zu sagen, habe ich mir nie den Kopf darüber zerbrochen, ob der Grad von Göttlichkeit, welcher der menschlichen Seele zu Theil geworden, die Menschen berechtige oder nicht berechtige, sich Propheten, Halbgötter, Erlöser zu nennen. Bacchus, Moses, Confucius, Mahomet, Luther haben jeder einen großen Beruf auf Erden erfüllt, haben im Laufe der Jahrhunderte dem menschlichen Geiste seine Richtung vorgeschrieben. Waren sie unseres Gleichen, diese Männer, durch welche wir jetzt denken und leben? Diese Heroen, deren moralische Gewalt die Gesellschaft organisirt hat, waren sie nicht von einer trefflicheren, reineren, himmlischeren Natur, als wir? Darfst Du, wenn Du nicht das Dasein Gottes, nicht die göttliche Natur des menschlichen Geistes läugnest, seine schönsten Werke wegläugnen und verkennen? Kannst Du von demjenigen, welcher, unter den Menschen geboren, nie schwach war und ohne Sünde lebte, welcher uns das Evangelium brachte und die menschliche Moral für alle

Zeiten veredelte, kannst Du von ihm nicht sagen: er ist wahrhaft der Sohn Gottes!?"

„Gott sendet uns abwechselnd Menschen, mächtig zum Bösen, und Menschen, mächtig zum Guten. Wenn es dem höchsten Willen, der das All regiert, gefällt, den menschlichen Geist auf irgend einem Theile des Erdballs einen ungeheuern Schritt vorwärts oder rückwärts thun zu lassen, so wartet er nicht immer den ernsten Gang der Jahrhunderte oder die langsame Wirkung der natürlichen Ursachen ab und bringt oft gewaltsame Uebergänge durch den Arm oder das Wort eines Menschen hervor, den er eigends dazu geboren werden läßt."

„Wenn also Jesus seinen nackten und bestäubten Fuß auf das goldne Diadem der Pharisäer setzt, wenn er das alte Gesetz zerbricht und den kommenden Jahrhunderten jenes große Gesetz des Spiritualismus ankündigt, durch welches ein entnervtes Geschlecht neu geboren werden sollte; wenn er sich wie ein Riese mitten in die Menschheit stellt und ihre Geschichte in zwei Theile scheidet: in das Reich der Sinne und das der Ideen; wenn er mit fester Hand alle thierische Macht des Menschen vernichtet und seinem Geiste eine neue, unermeßliche, unbegreifliche, vielleicht ewige Laufbahn eröffnet; — werdet ihr da, falls ihr an Gott glaubt, nicht auf euer Knie fallen und sagen: Dieser ist das Wort, welches im Anfang war! Er ist von Gott gekommen, er geht zu Gott, er ist auf immer bei ihm, sitzend zu seiner Rechten, denn er hat die Menschen erlöst. — Gott, welcher Jesum vom Himmel gesandt hat, Jesus, welcher Gott auf Erden war, und der Geist Gottes, welcher in Jesu war und den Raum zwischen ihm und Gott ausfüllte, ist dies nicht eine Dreieinig-

keit, einfach, untrennbar, nothwendig für die Existenz des Christs und für sein Reich? Jeder Mensch, welcher glaubt und betet, jeder, der den Glauben in die Gemeinschaft mit Gott setzt, bietet er nicht einen Widerschein dar von jener geheimnißvollen Dreieinigkeit, bald stärker, bald schwächer, je nachdem sich der himmlische Geist dem menschlichen mehr oder weniger geoffenbart hat? Die Seele, ihr Aufschwung zu einem mit ihr erschaffenen Ziele und dieses geheimnißvolle und erhabene Ziel selbst, ist alles dieses nicht Gott, wie er sich in drei verschiedenen Weisen offenbart: der Kraft, dem Kampf und der Eroberung (**la force, la lutte et la conquête**)?"

„Dieses dreifache Symbol der Gottheit, dessen roher Ausdruck die ganze Menschheit ist, hat sich ein einzigesmal schön und vollkommen erzeugt, zwischen Jesus, zwischen dem Vater der Welt und zwischen dem heiligen Geist, dargestellt von dem katholischen Glauben unter der Form einer Taube, um anzudeuten, daß die Liebe die Seele des Alls ist." —

Wer weiß, wie die Dudevant in Deutschland geworden wäre, denn hier brauchte sie nicht auszurufen, wie sie es in demselben Romane thut oder thun läßt: **Heureuses les rêveries sensibles et folles qui ramènent l'esprit rebelle à la soumission devant la lettre!** *) oder deutlicher: **Heureux ceux qui peuvent**

*) Wie wahr erscheinen bei diesem Ausruf selbst eines G. Sand Platen's Worte über Rom's Kirche:

„Wehe, wer nicht spielend im Schooß der Kirche
Als ihr Kind ruht! wehe! Denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth in Rom ihm
Stete Verdammniß!"

se soumettre à la lettre sans le secours de l'esprit!

Im Secrétaire intime ist die Lélia zur Quintilie veredelt, die ideale Welt zeigt sich in diesem Roman besser, weil sie sich realer zeigt, und tritt darum nicht mehr, wie in Jacques und Lélia, als die Verderberin der realen Welt auf. Die Schwärmerei für strenge Tugend in diesem Romane macht dem Herzen der Verfasserin alle Ehre, bleibt aber Schwärmerei in einem Romane, wo die Gesetze der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit der menschlichen Verhältnisse ziemlich unberücksichtigt bleiben.

Dagegen gehört André (Roman par G. Sand) zu dem Besten und Lobenswerthesten von Allem, was die Dudevant geschrieben hat. Hier zeigt sich die ideale Welt nicht mehr bloß imaginair; leidenschaftslos und in sich befriedigt, wird sie gleichwohl in die reale Welt gezogen, aus der sie hervorgegangen ist, und tritt in diese ein, nicht, um sie zu stören und sich in ihr und sie in sich zu verderben, sondern um sich ihr ganz zu weihen. Sie erwartet nichts von der realen Welt, was diese nicht öfter gewährte, als ungewährt läßt. Wenn nur Geneviève es nicht findet, so vergegenwärtigt uns die Verfasserin den Gedanken, daß die ideale Welt den Leidenschaften und Leiden der realen nicht fremd bleiben und innerlich wie äußerlich an dieser Theil nehmen solle, und das ist nicht nur genug, sondern es ist alles, was man von ihr verlangen kann.

Ich kann mich nicht enthalten, den Leser zum Schluß mit folgender Stelle aus dem André bekannt zu machen:

On dit que la poésie se meurt; la poésie ne peut pas mourir. N'eût-elle pour asile que le cer-

veau d'un seul homme, elle aurait encore des siècles de vie; car elle en sortirait comme la lave du Vésuve, et se fraierait un chemin parmi les plus prosaiques réalités. En dépit de ses temples renversés et des faux dieux adorés sur leurs ruines, elle est immortelle comme le parfum des fleurs et la splendeur des cieux. Exilée des hauteurs sociales, répudiée par la richesse, bannie des théâtres, des églises et des académies, elle se refugiera dans la vie bourgeoise, elle se mêlera aux plus naïfs détails de l'existence. Lasse de chanter une langue que les grands ne comprennent pas, elle ira murmurer à l'oreille des petits des paroles d'amour et de sympathie. Et déjà n'est elle pas descendue sous les voûtes des tavernes allemandes? n'est elle pas assise au rouet des femmes, ne berce-t-elle pas dans ses bras les enfans du pauvre? Compte-t-on pour rien toutes ces âmes aimantes qui la possèdent et qui souffrent, qui se taisent devant les hommes et qui pleurent devant Dieu? Voix isolées qui enveloppent le monde d'un choeur universel et se rejoignent dans les cieux: étincelles divines qui retournent à je ne sais quel astre mystérieux, peut-être à l'antique Phébus, pour en redescendre sans cesse sur la terre et l'alimenter d'un feu toujours divin! Si elle ne produit plus de grands hommes, n'en peut elle pas produire de bons? Qui sait si elle ne sera pas la divinité douce et bienfaisante d'une autre génération et si elle ne succédera pas *au doute et au désespoir dont notre siècle est atteint?* Qui sait si, dans un nouveau code de morale, dans un nouveau catéchisme religieux, *le*

dégoût et la tristesse ne seront pas flétris comme des vices, tandis que l'amour, l'espoir et l'admiration seront récompensés comme des vertus?

La poésie révélée à toutes les intelligences serait un sens de plus que tous les hommes peut-être sont plus ou moins capables d'acquérir et qui rendrait toutes les existences plus étendues, plus nobles et plus heureuses. — — Les idées poétiques peuvent s'ajuster à la taille de tous les hommes. L'un porte sa poésie sur son front, un autre dans son coeur; celui-ci la cherche dans une promenade lente et silencieuse au sein des plaines, celui-là la poursuit au galop de son cheval, à travers les ravins; un troisième l'arrose sur sa fenêtre, dans un pot de tulipes. Au lieu de demander, où elle est, ne devrait-on pas demander „où n'est-elle pas"? Si ce n'était qu'une langue, elle pourrait se perdre; mais c'est une essence, qui se compose de deux choses: la beauté répandue dans la nature extérieure et le sentiment départi à toute intelligence ordinaire. Pour condamner à mort la poésie et la porter au cercueil, il nous faudra donc arracher du sol jusqu'à la dernière des fleurettes dont Geneviève faisait ses bouquets.

Ich theile diese schönen Worte nicht mit, weil ich sie überall für so tief oder so wahr hielte (es ist genug, daß sie die Wahrheit, die ihnen zum Grunde liegt, ihren Lesern anschaulich machen), sondern als Probe von der Gesinnung der Befasserin. Wie diese auch schwärme, und ob ihr Gegenstand über ihr stehe oder sie über ihm zu stehen glaube, ihre Irrthümer bleiben um ihrer Gesinnung willen verzeihlich, falls nur sie sich

keinen Irrthum verzeiht, den sie erkannt hat. Möchte aber das, was sie einer andern Generation weissagt, schon an denen in Erfüllung gehen, die zum Theil in den Büchern der Dudevant keine Laster finden, mit denenen sie nicht mehr oder weniger vertraut wären, aber wohl einen Adel und eine Würde, die Manchen unter ihnen fremd ist! und möchte auch die Verfasserin selbst für ihren unruhigen Geist einen Haltpunkt gewinnen, welcher sie **du doute et du désespoir dont elle est atteinte** und **du dégoût et de la tristesse qui sont déjà flétris comme des vices**, befreite. Wie sie ihren Befreier dann auch nännte, und ob der Name Wahrheit oder Irrthum wäre, darüber sollte nicht mit ihr gerechtet werden.

Geschrieben im Sommer 1837.

Nachschrift.

Seit das Vorstehende geschrieben wurde, ist ein neuer Roman von G. Sand erschienen, **Mauprat**, über welchen in französischen Blättern Lobredner und Tadler darin übereinkommen, daß in ihm eine Umkehr der Madame Dudevant bemerklich sei. *) Dahin spricht sich auch der Phönix aus, wenn er auf seine Weise sagt: „Kaum hat George Sand ihren Roman **Mauprat** in zwei Bänden erscheinen lassen, so veröffentlicht die **Revue des deux mondes** den Anfang eines neuen, der **Maîtres mosaïstes**. In jedem neuen Roman sucht der geniale

*) Ein bekanntlich später nicht bestätigtes Urtheil. — Spätere Anmerkung.

Geist des Weibes eine festere moralische Basis zu gewinnen, und wir glauben jetzt nicht mehr befürchten zu müssen, daß G. Sand an einer verderblichen Richtung untergehen könnte. Ihr Stil ist wahrhaft Goethisch, klar und krystallinisch."

Auch Herr Laube hat wieder neue Bücher herausgegeben, die ich noch nicht kenne. Als ich aber in der Hannov. Zeitung vom 11. September 1837 in einem Artikel aus Stuttgart las: „Bei uns macht der zweite Theil der Reisenovellen von H. Laube, worin ein Capitel „Stuttgart und die Schwaben" vorkommt, nicht geringes Aufsehen. — — Jene Skizze enthält manches Treffliche und namentlich sind die Invectiven auf die Schwäbische Dichterschule sehr pikant und gegründet;" so ging ich in einen Buchladen, um jenes Capitel zu lesen. Wie viel Gegründetes darin war, weiß ich nicht mehr, zu dem Pikanten gehört wahrscheinlich Folgendes, S. 293: „Gustav Schwab wäre viel größer geworden, wenn er nicht dick geworden wäre." Hierin ist vielleicht die physische Beschaffenheit des Herrn Professor Schwab das Gegründete und der Schluß daraus das Pikante. Herr Laube entschuldigt sich gewissermaßen, daß er seine Reisenovellen fortgesetzt habe. Er sagt in der Vorrede des zweiten Bandes seiner Neuen Reisenovellen: mit diesem Bande schließe er die Reisenovellen. Nicht weil er sie für das beste Genre halte, oder weil er Heine gelesen, habe er Reisenovellen geschrieben, sondern weil er gesehen habe, daß man damit das Publikum träfe. Er habe die Ueberzeugung, daß man mit allen Reisen jenen roth und goldnen Gränzpfahl des Glücks nicht auffinde. — Auch des Herrn Mundt Charaktere und Situationen sind mir zu Ge-

sicht gekommen. In einer Abhandlung: G. Sand und die sociale Speculation, sagt er u. a.: „Er glaube mit Madame Dudevant, daß jede Frau eine mehr oder weniger entschiedene Anlage zur Courtisane (Buhlerin) habe. Madame Dudevant gehöre selbst zu den Courtisanen im höchsten Sinn, die ihre Selbstständigkeit und das Gleichgewicht ihrer Existenz dadurch gewännen, während andere sie dadurch verlören.“ Wie beleidigend müßte dies alles für G. Sand sein, wenn es nicht auf die „sociale Speculation“ des Herrn Mundt fiele.

Im November 1837 *).

---

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in den Nummern vom 3ten, 6ten und 8ten Jan. 1838 der Literarischen und Kritischen Blätter der Börsenhalle. Die Redaktion des kritischen Theiles derselben ging noch in demselben Jahre an Hrn. F. v. Florencourt über, der eine gewiß sehr ehrenwerthe Gesinnung an den Tag legte und sehr tapfer auf das junge Deutschland einhieb, aber, weil er sich mehr mit den Personen, als mit ihren Schriften zu thun machte, wenig Wirkung hervorbrachte. Da ich den entgegengesetzten Weg einschlug, so hatte meine Mitwirkung freilich keinen Werth mehr für jenes Blatt. Es schlug mir sogar die Aufnahme folgender Erklärung ab, die ich genöthigt war, gegen schweres Geld in die Leipziger Allgemeine Zeitung (v. 12. Febr. 1839) einrücken zu lassen.

Erklärung.

Ein Aufsatz von mir in den Nrn. vom 3., 6. und 8. Januar 1838 der hamburger Literarischen und Kritischen Blätter der Börsenhalle, überschrieben Ein Beitrag zur Vergleichung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands mit der heutigen Literatur Frankreichs, hat mir, wie ich höre, die heftigsten Ausfälle von dem Redacteur der Mitternachtszeitung zu-

gezogen. Hierüber kann ich nun nichts sagen, da ich keine Gelegenheit habe, dieses Blatt zu lesen. Jetzt werde ich zufällig auf eine Stelle in Studien und Kritiken der deutschen Journalistik, 2tes Heft, aufmerksam gemacht, wo der Verfasser wider die Literarischen und Kritischen Blätter der Börsenhalle zu Felde zieht, und bei der Gelegenheit über den Unterzeichneten sagt: „Bode(n), der fanatische Gegner der Sand und der neuen Literatur in Deutschland." Hätte der Verfasser den fraglichen Aufsatz geprüft oder auch nur mit Ehrlichkeit gelesen, so würde er seinen Ausfall vielleicht unterdrückt haben. So wenig gibt mein Aufsatz Grund, mich in dem Grade zu verkennen! Dagegen glaube ich wirklich den Ausfall des Verfassers der Studien und Kritiken zc. (des Hrn. Dingelstedt) nur aus dem Fanatismus erklären zu können, an welchen man glauben muß, wenn man nicht bei einer großen Menge Menschen in unserer Zeit an Rechtlichkeit und Wahrheit ganz verzweifeln soll. Ich bin überzeugt, daß kein Redlicher, der den fraglichen Aufsatz von mir gelesen hat, hierin eine grundlose Beschuldigung finden werde. — Ausführlicher hatte ich mich dort nur über ein einziges Mitglied des jungen Deutschlands*, Herrn Laube, ausgelassen und mich weder zu den Feinden, noch zu den Lobrednern, d. h. Anhängern dieser Richtung gesellt und deßhalb weder Herrn Laube nur getadelt und über seine tadelnswerthen Schriften seine bessern ungenannt gelassen, wie ein späterer Beurtheiler des Herrn Laube in einem andern Journal, noch das Schlechte gut geheißen. Wo ich aber loben konnte, habe ich es so gerne, selbst so reichlich gethan, wie es, so viel ich weiß, den von mir günstig und nachsichtig aufgefaßten Büchern des Herrn Laube bis dahin noch nicht begegnet war; denn grade was ich gut hieß, hatte demjenigen Theile des Publikums, welcher durch das junge Deutschland so elektrisirt war, mißfallen,

* Dieses, wie der Verfasser der Studien und Kritiken zc., die neue Literatur in Deutschland zu nennen, ist zwar nicht neu, aber doch stark.

sodaß Herr Laube auch recht bald seine Reisenovellen wieder aufnahm und sein Junges Europa fortsetzte. (Ueber diese Schriften vergleiche man den Recensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1838, Nr. 125 fg.) Es scheint aber fast, wie ich in diesem Fall aus den, wie man mir sagt, recht stark gerathenen Ausfällen des Redacteurs der Mitternachtszeitung gegen mich schließen kann, als ob vielen Schriftstellern und besonders denen unter ihnen, deren Treiben ein ganzes Zeitübel geworden ist, nur die blindeste Feindschaft, über welche sie sich bald mit Recht beklagen, bald lustig machen können, oder blindes und käufliches Lob genehm wäre, womit man dem Publikum ewig Sand in die Augen zu streuen hofft. Der billige, sich an die Mitte haltende Wahrheitssinn ist allen Denen verhaßt, welche wenigstens die eine Wahrheit sich gemerkt haben: im Trüben ist gut fischen. — Was meine Kritik über G. Sand betrifft, so habe ich diese Schriftstellerin weder, wie das unter uns geschehen ist, neben und über Göthe gestellt, noch über ihre Maßlosigkeiten ihre guten Seiten verkannt.

Frankfurt a. M., am 31. Januar 1839.

Aug. Boden.

Fortsetzung des vorigen Aufsatzes, jedoch nur in Bezug auf G. Sand *).

(1838.)

1) Leone Leoni, Roman von G. Sand.

Ueber G. Sand oder Madame Dudevant sind bekanntlich die entgegengesetztesten Urtheile im Gange.

*) Die hier folgenden Beurtheilungen G. Sand'scher Romane wurden 1838 geschrieben und können somit als eine etwas spätere Vervollständigung der in dem vorigen Aufsatze gegebenen Kritik der Schriften der Madame Dudevant bis auf ihren Roman Mauprat — denn nur so weit hatte ich ihre Schriften gelesen — angesehen werden.

Sie ist eben so übermäßig gelobt, als maßlos getadelt worden. Was das Erste betrifft, so hieß es z. B. vor einiger Zeit in dem in Frankfurt a. M. erscheinenden Phönix: „George Sand ist würdig neben Göthe gestellt zu werden in der Gattung des Romans, ja ihr ist bei gleicher bildender Kraft eine umfangreichere Tiefe des Gemüths zuzuschreiben.“ Wen diese Vergleichung verdrösse, der könnte, selbst wenn er der Dudevant günstig wäre, leicht zu der Bemerkung gebracht werden: „Die bildende Kraft der Dudevant, oder, wie ich dies verstehe, die große Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers, hängt vielmehr mit ihrem Mangel an Tiefe zusammen; sind doch ihre Schreibart, ihre Philosophie, ihre Poesie, wenn man strenge urtheilen will, nur von der Oberfläche geschöpft!“ Wenn es aber a. a. O. weiter heißt: „Auf jeden Fall ist ihr eine edlere Seele zuzuschreiben“; so ist dieß ein Urtheil, wie man es verschweigen muß, wenn man Philosoph bleiben will, da es eben so verkehrt sein dürfte, einem großen Dichter eine edle Seele abzusprechen, als einem mindern Genie darum auch minder Edelsinn beizulegen.

Doch ich verlasse diese allgemeinen Bemerkungen, um zu dem in der Ueberschrift genannten Romane der Dudevant überzugehen. Leone Leoni gehört zu den tadelnswerthesten unserer Verfasserin. In gewisser Hinsicht möchte er an Jacques erinnern. Was die Helden der beiden Romane betrifft, so ist Leone Leoni gleichfalls mit der Welt zerfallen, aber nicht, weil er wie Jacques ideale, sondern reale übertriebene Forderungen an sie macht. Um diesen und seiner unverbesserlichen Lust am Schwelgen und Verschwenden genug zu thun, wird er falscher Spieler, Dieb, Mörder, Erb-

schleicher, ist dabei auf eine ächt romanhafte Weise begabt, spricht alle Sprachen, besitzt jede Kunst und Geschicklichkeit, daß es nicht zu glauben ist, ohne zu lesen. Er malt, singt, dichtet, ist edel und tapfer, wie ein Räuberhauptmann im Roman. Eben so versteht er zu lieben, ja dieß ist bei ihm eine Kunst, durch welche er auf sechs Monate seine Natur zu veredeln weiß. Er ist sogar treu in der Liebe, bis auf die Treulosigkeiten, die sich bei einem solchen Scheusal von selbst verstehen. Denn die eigentliche treue Rolle ist in diesem Romane passender als in Jacques einem Frauenzimmer zugetheilt. Für dieses eignet sich das Dulden besser, als für Jacques, der die Geduld darüber verliert.

Was die Schönheit der Sprache, den Fluß der Rede, die Klarheit der Darstellung betrifft, so nimmt dieser Roman nebst Jacques eine der ersten Stellen unter den Schriften der Dudevant ein, ja er übertrifft jenen noch; was aber (nach Abzug des ganz Romanhaften) die Wahrheit des Inhalts betrifft, so steht er weit über ihm.

Ob aber die Wahrheit in Leone Leoni nur halb so poetisch, als selbst der Irrthum in Jacques, sei, die Beantwortung dieser Frage wird sich nach näherer Bekanntschaft mit dem Roman von selbst ergeben.

Daß ein Wesen, welches scheinbar keine Liebe verdient, so geliebt werde, wie Leoni von Jüliette, mag der Erfahrung gemäß sein, obwohl ein Räthsel, welches die Erfahrung aufgibt, ohne es zu lösen. Ob der Dichter sich die Aufgabe gestellt habe, es zu lösen, ob es ihm gelungen sei, Leoni so zu schildern, daß wir uns mit Jüliette'ns Liebe zu ihm und dadurch mit ihm selbst aussöhnen können, darüber wird wohl in der

4*

Sache selbst die beste Entscheidung liegen. Wir werden sehen, ob der Dichter sich des Gegenstandes, oder der Gegenstand sich des Dichters bemächtigt habe; ob das Erstere möglich war, und der Dichter daher überhaupt sich mit dem Gegenstande befassen durfte.

Als Leoni Jüliette'ns Liebe gewinnt, übt er sogleich durch den äußern Glanz und die geistige Ueberlegenheit, womit ihn der Dichter auftreten läßt, über sie und durch sie über ihre Angehörigen eine Gewalt und einen Zauber aus, der diese aller Vorsicht vergessen läßt. Dann, aus Furcht, von einem plötzlich als Jüliette'ns Schutzgeist erscheinenden Nebenbuhler vor der Welt als falscher Spieler entlarvt zu werden, entführt er seine Verlobte, indem er ihren Vater, einen reichen Brüsseler Juwelier, zugleich recht artig bestiehlt. Darauf lebt er, um sich und die geraubten Kostbarkeiten, von deren Raube übrigens Jüliette jetzt noch nichts ahnt, vor Verfolgung und Entdeckung zu sichern, sechs Monate lang in der Schweiz versteckt und verschafft sich und Jüliette'n während dieser Zeit ein wahres Paradis der Liebe. Hier unterscheidet er sich von Jacques dadurch, daß er das, was dieser in der Liebe fürchtet, Langeweile und Ueberdruß, von ihr fern zu halten, und was Jacques von ihr verlangt, eine ununterbrochene Seligkeit, sich zu verschaffen weiß.

Diese sechs Monate erwerben ihm nun einen Anspruch auf Jüliette'ns Erkenntlichkeit und ketten diese für immer an ihn. Das zeigt sich bald und besonders dann, als Jüliette in ihm den Mörder ihres edelsten und treuesten Freundes, Henryet, seines schon erwähnten Nebenbuhlers, entdeckt, welcher sie aufsucht, sie über ihren Verführer aufklärt und ihr den Gedanken einge-

geben hatte, diesen zu verlassen und zu ihren Aeltern zurückzukehren. Jetzt gesteht Leoni selbst Jüliette'n alles ein, auch das, worüber sie noch ungewiß war, oder was sie noch gar nicht weiß, beichtet ihr alle Schändlichkeiten, die er je in seinem Leben begangen. Und warum? und wozu? Um sie zu überzeugen, daß von jetzt ihre Liebe zu ihm sie zu der erhabensten und gewissermaßen beglücktesten Frau mache!!

In demjenigen, was er bei dieser Gelegenheit sagt, vereinigt sich die Wahrheit der Wirklichkeit, d. h. hier die Schlechtigkeit und Offenherzigkeit Leoni's, mit dem Irrthume des Dichters: daß der Mensch, nicht weil er Mensch sei, sondern wie er es auch sei, geachtet werden solle. Was jetzt folgt, gehört vielleicht zu dem Meisterhaftesten, was G. Sand geschrieben hat; wenn es nur eben so gut wäre.

Jüliette erzählt: „Mein Thun ist niedrig, sprach er, aber mein Herz denkt edel und blutet von seinen Vergehen; eben so stark, eben so rein, wie in seiner ersten Jugend, hat es das Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt, empfindet es Abscheu gegen das Böse, welches es begeht, hängt es mit Begeisterung am Schönen. Deine Geduld, Deine Tugenden, Deine Engelsgüte, Dein Erbarmen gleich dem Erbarmen Gottes könnten von keinem andern Wesen besser gewürdigt, mehr bewundert werden. Ein Mann von geregelten Sitten und zartem Gewissen würde sie ganz natürlich finden und nicht zu hoch anschlagen, mit solchen Männern wärest Du nichts als ein rechtliches Weib von gewöhnlichem Schlage; mit einem Mann, wie ich, bist Du ein erhabenes Weib, und die Erkenntlichkeit, die ich Dir schulde und die sich in meinem Herzen gegen Dich anhäuft,

ist so unermeßlich, wie Deine Leiden und Aufopferungen. Glaube mir, es will etwas sagen, geliebt zu werden und ein Recht zu haben auf eine Liebe und Leidenschaft, die ohne Maaß ist! Und an wen wirst Du je dieses Recht in dem Grade haben, wie an mich? für wen kannst Du auf's Neue solche Pein und Verzweiflung ausstehen? — Glaubst Du, es gebe im Leben noch etwas Anderes, als die Liebe? Ich, ich glaube es nicht! Und glaubst Du, daß es etwas Leichtes sei, sie einzuflößen und zu erwiedern? Tausende sterben und haben nur halb gelebt, weil sie keine andere als thierische Liebe kennen gelernt haben. Wie oft sucht ein Herz, welches fähig wäre zu lieben, umsonst nach einem Gegenstand für seine Liebe; rein von irdischer Berührung scheidet es aus dem Leben, um ihn vielleicht im Himmel zu finden. Ach! wenn uns Gott diese tiefe, heftige, unnennbare Empfindung — die Liebe schon auf Erden schenkt, Jüliette, so brauchen wir das Paradis weder zu wünschen, noch zu hoffen mehr, denn das Paradis — es ist die Verschmelzung zweier Seelen in einen Kuß der Liebe; und haben wir diese Liebe hienieden gefunden — was liegt daran, ob in den Armen eines Heiligen oder eines Verdammten? Was liegt Dir daran, ob der, den Du liebst, von den Menschen verflucht oder angebetet werde, wenn er Dich nur wieder liebt? — Wen liebst Du? liebst Du mich oder liebst Du das Geräusch, welches mich umgiebt? Was hast Du in mir geliebt von Anfang an? Doch nicht den Schimmer, den ich um mich verbreitete? Wenn Du mich jetzt hassest, so muß ich zweifeln, daß Deine Liebe zu mir Liebe gewesen sei, so kann ich statt des Engels, statt des treuen Opferlammes, dessen Blut,

vergossen für mich ohne Unterlaß, tropfenweise auf meine Lippen fällt, in Dir nur ein armes, leichtgläubiges und schwaches Mädchen erblicken, welches mich aus Eitelkeit geliebt habe und aus Selbstsucht verlasse. Jüliette, Jüliette, bedenke, was Du thust, wenn Du mich verläßt! Den einzigen Freund, über dessen Gesinnung gegen Dich Du nicht zweifelhaft sein kannst, den einzigen, der Dich zu würdigen weiß und Dich verehrt, wirst Du um eine Welt verlieren, deren Achtung Du verloren hast und nicht wieder gewinnst. Du hast nichts auf der Welt, als mich, armes Kind! und mußt Dich dem Schicksal des Abenteuerers anschließen oder verlassen im Kloster sterben. Wenn Du mich aufgiebst, so handelst Du so unsinnig als grausam, hast alle Uebel, jeden Schmerz erlitten und erndtest seine Früchte nicht; denn wenn Du mich jetzt noch, da Du alles weißt, lieben und mir anhangen kannst, so wisse, daß ich für Dich eine Liebe haben werde, von der Du keinen Begriff hast, und wie ich sie mir nie auch nur von ferne gedacht hätte, wenn ich Dich ordentlich (loyalement) geheirathet und in Frieden mit Dir im Schooß Deiner Familie gelebt hätte. Trotz allem, was Du geopfert, was Du gelitten hast, habe ich Dich bis jetzt noch nicht geliebt, wie ich mich im Stande fühle Dich zu lieben; Du liebtest mich noch nicht so, wie ich bin, Du schmiegtest Dich noch immer an einen falschen Leoni, der in Deinen Augen noch eine gewisse Größe, einen gewissen Schimmer und Reiz hatte; Du hofftest, er werde noch einmal der Mann werden, den Du zuerst in ihm geliebt hattest; Du glaubtest noch keinen gänzlich verdorbenen Menschen in Deine Arme zu schließen; und ich — ich sagte mir: sie liebt mich bedingungs-

weise, ich bin es noch nicht, den sie liebt, sie liebt die Maske, die ich angenommen habe; wird sie meine Züge hinter der Maske erkennen, so wird sie die Augen abwenden und fliehen, sie wird ein Grauen empfinden vor dem, den sie jetzt an ihre Brust drückt; nein, sie ist kein Weib und keine Geliebte, wie ich sie mir geträumt, wie meine glühende Seele sie sich erfleht hatte, Jüliette gehört noch zu jener Gesellschaft, deren Feind ich bin, sie wird meine Feindin werden, sobald sie mich kennen lernt, ich kann mich ihr nicht vertrauen, ich kann in keines lebenden Wesens Brust die fürchterlichste meiner Qualen ausschütten, die Scham vor dem, was ich alle Tage verübe; ich leide, ich belaste mein Gewissen (**j'amasse des remords**), gäbe es doch ein Geschöpf, das mich lieben könnte, ohne zu verlangen, daß ich mich ändern sollte! könnte ich doch eine Freundin haben, die mich nicht anklagte und verdammte! — Siehe, so dachte ich, o Jüliette! Ich bat den Himmel um diese Freundin, aber ich bat ihn, daß Du es sein möchtest und keine andere; denn Du warst das, was ich am meisten auf der Erde liebte, noch ehe ich ahnte, was wir alles für einander thun müßten, um uns wahrhafte Liebe zu erzeigen."

So läßt die Dichterin die Eitelkeit des Mannes mit des Weibes Eitelkeit spielen. **Que pouvais-je répondre**, sagt Jüliette, **à de semblables discours?**

Hatte Jüliette schon vor der erwähnten Katastrophe Alles über sich ergehen lassen, Alles erduldet und das Schlimmste befürchtet, so scheint ihre Liebe jetzt erst recht befestigt, und ihre Aufopferung kennt eben so wenig Gränzen, als die Schlechtigkeit Leoni's.

Die Dichterin hat den Eindruck der Erzählung noch dadurch verstärkt, daß sie Jülietten zwei edle Freunde gibt, die sich ernstlich um ihre Liebe bewerben. Der eine war der von ihrem Liebhaber ermordete Henryet, der andere entzieht sie dem größten Elende, in das Leoni sie gestürzt und worin er sie verlassen hatte, nachdem ihm der Versuch mißlungen war, sie um schnödes Geld durch den gröbsten Betrug einem reichen Wollüstlinge preiszugeben.

Hatte die Dichterin bisher vielleicht zu viel Poesie an zwei so unedle Subjecte verschwendet, so benutzt sie das Verhältniß Jüliette'ns zu ihrem zweiten Freunde, dem edeln Bustamente, um schnell und ohne Weiteres mit der Geschichte zu enden und den Leser alles Antheils an einem Paar Menschen zu entbinden, die entweder kein Mitleid verdienen, oder sich selbst genug sind.

Jüliette hat dem Don Bustamente, der sie krank und außer sich im Spital gefunden, sie gepflegt und getröstet, ihr endlich seine Hand angetragen hatte, ihre ganze Geschichte erzählt und glaubt den schändlichen Leoni vergessen zu haben, da zeigt sich ihr dieser im Vorbeigehen in neuem Glanze, zu dem ihm irgend ein Diebstahl auf's Neue und auf kurze Zeit die Mittel verschafft haben mochte; sie verläßt ihren guten Genius Bustamente und läuft dem Leoni ohne Besinnen wieder zu, sich in einem Briefe, den sie jenem schreibt, mit dem Schicksale entschuldigend, in dessen Macht sie nun einmal stehe. Man wird dabei an jene wilde Gans erinnert, die längere Zeit mit einer zahmen Heerde lebte und ihre Wildheit vergessen und abgelegt zu haben schien, aber, als ihr die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, sich in die Lüfte schwang und davon

machte, sobald sie nur eine Schaar von ihres gleichen über sich erblickte.

---

2) Indiana, Roman von G. Sand.

Für die gelungenste Arbeit der Madame Dudevant halten wir unbedenklich ihren ersten Roman, Indiana *). Hat die Verfasserin in ihren nach Indiana geschriebenen Romanen im Allgemeinen auch an schriftstellerischer Fertigkeit und Leichtigkeit gewonnen, so hat sie dagegen an dichterischer Unbefangenheit um so mehr eingebüßt. Statt Leidenschaften zu schildern, wurde sie selbst leidenschaftlich; statt der bösen Zeit einen guten Streich zu spielen, spielte diese ihr einen bösen Streich über den andern; der Dichter ordnete sich dem Philosophen und Politiker unter, wodurch sie in kein gutes Verhältniß zu einander kommen können, denn ein gutes Verhältniß kann zwischen diesen verschiedenen Mächten nur dann bestehen, wenn sie sich zwar gegenseitig achten und anerkennen, aber nicht einander unterwürfig sind oder einander unterwerfen.

Man kann zugestehen, daß Indiana den Anforderungen entspreche, die man an einen Roman zu machen hat. Indiana ist ein in ihrer Art vollendetes Sittengemälde und in diesem Punkte um so wahrer, als die Verfasserin Sitten ihrer Zeit oder näher eines von ihr mit durchlebten Abschnittes ihrer Zeit zu schildern unternimmt. Also — so glaube ich wohl schließen zu dürfen — sind die Leidenschaften, von denen, nicht

*) Rose und Blanche erschien zwar früher, gehört aber nicht ihr allein an.

die Verfasserin, sondern die im Romane auftretenden Personen übersprudeln, nur, um mich so auszudrücken, der Verfasserin, nicht diesen Personen klar. Das gilt wenigstens in besonderm Grade von der Hauptperson, nach welcher der Roman heißt.

Hieraus, so wie aus der eigenthümlichen Form jeder der beiden fraglichen Dichtungsarten, folgt, daß der Verfasser eines Romans viel größere Freiheit über seinen Stoff habe, als der Verfasser eines Drama, wir wollen setzen, eines Trauerspiels. In diesem handelt der Held, zwar leidenschaftlich, und mehr als billig, aber doch zugleich mit Verstand, nach einem Plane, zu einem, wenn auch unerreichbaren, Zweck. Sein Handeln hat Folgen, die nicht vom Dichter abhangen.

Der Roman steht niedriger, eben so seine Helden. Mehr von Leidenschaften, als von einer einzelnen großen Leidenschaft, oder, wenn man lieber will, mehr von einer unbestimmten, als bestimmten Leidenschaft beherrscht, lassen sie sich mehr treiben, die Nothwendigkeit ihres Thuns liegt weniger in ihnen selbst. Es kommt auf die äußeren Begebenheiten, die Niemand genau vorherweiß, auf die der Zufall, der gute Wille der Menschen, für welche der tragische Held unerreichbarer ist, einwirken kann, auf diese kommt es an, wie theuer dem Helden eines Romans seine Leidenschaften zu stehen kommen werden. Kommt es also nicht auch auf den Dichter an, der den Zufall so oder anders walten lassen mag, und der seinen Helden, welcher zwar einen bestimmten Ausgang möglich, aber nicht nothwendig macht, statt zu verderben, bessern, ja statt zu bestrafen, belohnen kann?

Wenn dieß richtig ist, so hat man ganz besondern Grund, mit dem schönen und wahrhaft poetischen Ausgange Indiana's zufrieden zu sein. Was werthvoll war, aber — gleichviel wie — in Irrthümer, Verwicklungen und Gefahren gerieth, dem steht ein schützender Engel zur Seite, und diesem gelingt es, jenem ein Loos zu bereiten, dessen es seinem Gemüthe nach würdig war, und dem es durch Prüfungen und Leiden und selbst Verirrungen entgegengereift ist.

---

3) Simon, Roman von G. Sand.

Mehr als Indiana, mehr, als der beliebte und belobte André, könnte aber Simon gefallen, wenn die Verfasserin in diesem Romane ihren wahren Vortheil nicht bloß halb verstanden hätte. Am wenigsten verstand sie ihn in der Hauptperson. Diese ist ein junger Mensch, Simon Féline, im Anfange des Stücks noch Student. Schon dieß ist mißlich, denn ein junger Mensch, besonders von der Art dieses Simon Féline, findet gewöhnlich selbst so großes Gefallen an sich, daß es wenigstens sehr unerzieherisch ist, wenn auch noch Andere viel Wesens von ihm machen; zumal wenn er nicht, wie Wilhelm Meister, unter die Menschen gebracht wird, sondern wie Herr Simon Féline, anfangs einsam studirt, dann einsam träumt und in den Wäldern umherirrt und endlich, hinter dem Rücken der Leser, denen bloß gesagt wird, Simon sei ein Genie gewesen, sein Glück macht. Aber, wollen wir die Verfasserin einfallen lassen, mein Simon ist Republikaner! Leider, antworten wir, daran liegt es eben, das ist

eben Schade, nicht um Herrn Simon Féline, der, wie er ein sittlicher Mensch ist, auch ein vernünftiger Mensch werden kann, sondern um den Roman, den er verdirbt.

An Simon Féline schließt sich Fiamma, Simon's Herzensgeliebte und zuletzt Gattin, wie er, republikanisch, wie er, uninteressant und zudem räthselhaft; und als zuletzt der romantische Nebel, in den ihre Gestalt gehüllt ist, hinweggenommen wird, so geschieht dieß auf Kosten einer Person, die uns durch das ganze Buch mehr angezogen hatte, als Fiamma uns fesseln konnte, und die ohne Fiamma's Dazwischentreten vermuthlich noch anziehender geworden wäre. Dieß ist Fiamma's vermeintlicher Vater, der Graf von Fougères. So launig wußte die Verfasserin ihn zu schildern, daß es uns verdrießt, wenn derjenige, der uns so wohl unterhalten hat, über den so mancher Witz und so manches Lachen ergangen ist, am Ende des Romans auch noch als ein moralisches Ungeheuer dastehen soll. Da wir hiervon keine Ahnung hatten, so werden wir es entweder bereuen müssen, über ihn gelacht zu haben, oder über den republikanischen Groll der Verfasserin lächeln, welche ihr eigenes Werk zerstört und ungerecht gegen sich und den Grafen handelt, den sie nicht bloß als Dichterin, sondern auch als Republikanerin ausbeutet.

Vielleicht erklärt sich's aus dem oben Gesagten, daß Simon von den vielgelesenen Romanen der Verfasserin in Deutschland einer der ungelesensten ist. In Frankreich mag das anders sein, dort hat dieser Roman mehr Wahrheit, kann also auch mehr Theilnahme gefunden haben. Der Held desselben stellt dann die französische republikanische Jugend vor, von der die Ver-

fasserin sagt: à vingt deux ans les sentimens sont des principes et ces principes-là sont des passions.

Sieht man auf nichtfranzösischem Standpunkte von den von uns gerügten Mängeln der in diesem Roman vorkommenden Charaktere ab, so kann man sagen: In dem Advokaten Parquet und seiner Tochter Bonne (zwei andern Personen des Romans) werden edel gutmüthige Charaktere geschildert und die Menschen uns von einer erfreulichen Seite gezeigt. Die Schwächen und Mängel, welche auch hier nicht fehlen, sind mit heiterm Humor eingeschaltet. Dagegen zeigen Simon's Mutter, Johanna Féline, ihr im Andenken an sein musterhaftes und höheres Leben durch das ganze Buch gehender verstorbener Bruder, der Geistlicher war, und im Keime und von ferne auch Simon mit Fiamma eine eben so edle, aber gediegenere und ernstere Richtung, als Parquet und Bonne. Im Grafen Fougères sehen wir dann solche Menschen geschildert, die zunächst nichts Höheres, als irdischen Vortheil kennen und wohl manches Böse dafür thäten, wenn sie nicht an Ihresgleichen Nebenbuhler fänden, und wenn sie nicht von solchen, die besser und eben so klug sind, wie sie, in Schach gehalten und oft sogar genöthigt würden, das Gute zu fördern. Zu den Bösewichtern gesellt ihn die Verfasserin erst gegen das Ende des Buches.

Fernerer Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands.

(1838.)

Erster Artikel. Herr Mundt.

In einer zu ähnlichem Zwecke, wie das Folgende, geschriebenen Abhandlung in den Nummern der Hamburger literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle vom 3., 6. und 8. Jan. d. J. *) sagte ich von Herrn Mundt: „Herr Mundt gibt die Dioskuren und den Delphin heraus, und ich kann eben so wenig begreifen, warum man seine jetzigen Schriften nicht verbietet, als ich begreifen kann, warum man seine früheren, z. B. die Madonna, verboten hat." In einer Nachschrift wies ich auf einen der wunden Flecke in der Schriftstellerei des Herrn Mundt, einen „G. Sand und die sociale Speculation" überschriebenen Aufsatz (in seinen Charakteren und Situationen, 2 Thle., Wismar und Leipzig 1837) hin, und es ist mir bei der bessern Meinung, die für Herrn Mundt Raum gewinnen kann, angenehm gewesen, daß die Redaction jener Blätter, wenn nicht die löbliche Hamburger Censur, die härtesten Worte des Herrn Mundt, welche ich noch aus seinem „G. Sand und die sociale Speculation" gegen ihn angeführt hatte, lieber gestrichen hat.

Was die Madonna betrifft, welche, wie ich glaube, es hauptsächlich war, die Herrn Mundt in die Angelegenheit des jungen Deutschlands verwickelte, so trete ich ganz dem gerechten und ehrenden Urtheile des Herrn Gutzkow **) bei, daß weniger Herr Mundt, als

*) Siehe oben S. 13—47.

**) In Beurmann's Telegraph, 1837.

er und Herr Laube, gefehlt. Nun läßt sich aber nicht leugnen, daß selbst diejenigen, welche von Bücherverboten keinen großen Gewinn für irgend etwas erwarten, sich über das Verbot von Schriften, wie die Laube'schen Reisenovellen und die Gutzkow'sche Wally, nicht füglich ereifern können. Von den Novellen habe ich dieses vielleicht genügend dargethan, für die Wally ist es hier zu wenig der Ort.

Um aber gegen einen Mann, der sich nicht weniger über erlittenes, als gethanes Unrecht beklagt und sich des Unrechts seiner Wally noch nicht so bewußt zu sein scheint, als ihm zu wünschen wäre, nichts ohne Beweis und wo möglich Nutzen zu behaupten, mögen hier zwei Worte über die Wally Platz finden. Die Wahrheit darf darin um so weniger umgangen werden, als die Irrthümer des Herrn Gutzkow mit einem Verbote nicht abgethan und ein Irrthum Vieler sind.

Allerdings sagte Herr Gutzkow gegen das Ende des genannten Romans: „Wally hatte die tiefe Ueberzeugung in sich, daß ohne Religion das Leben des Menschen elend ist;" aber diese Worte sind nicht zu Gunsten der Religion, sondern zu Ungunsten des Lebens gesagt, oder, wenn zu Gunsten des Lebens, oder vielmehr der Vernichtung, dann um so mehr zu Ungunsten der Religion. Man höre u. A. Folgendes. „Gott duldete es," sagt Wally S. 223, „daß der Glaube an ihn Tagesordnung der Geschichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern behandelt wird." Diese Worte könnten Hrn. Gutzkow eh'r als die ersteren (auf welche er sich in seiner Appellation an den gesunden Men-

schenverstand *) beruft) zur Vertheidigung seiner Wally dienen, denn wenn er seine Heldin Ungereimtheiten sagen läßt, so kann er allerdings überzeugt sein, daß sie keinen Eindruck machen wird. Man sieht nicht ein, warum der liebe Gott es nicht dulden sollte, und es wäre grausam, wenn er es nicht duldete, daß die Menschen an ihn glauben. Nimmt aber Wally an, daß der liebe Gott es ist, der den Glauben an ihn duldet, so kann es nicht ihr Ernst sein, daß kein Gott sei. Sie fährt aber fort: „Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne. **) Dann weiß ich auch nicht, warum sie an ihn glauben. ***) Oder es darf mich Niemand tadeln, wenn ich denke, die Existenz Gottes anzunehmen, war eine ganz äußerliche, politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker.“ „Wir sollen Gott fürchten und lieben! Dieß eine Gebot“, sagt Wally S. 222, „untergräbt meine Ruhe, denn ich kann es weder befolgen, noch mich anklagen deßhalb, weil ich es nicht thue. Wir sollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltansicht, welche eine unglückliche ist.“ „Der Tod, das zunehmende Alter“, heißt es S. 225, „ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, das Gebot der Gottesliebe zu befolgen.“

---

*) Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage. Von Karl Gutzkow, 1835.

**) Die griechische Nation nahm dem Protagoras bekanntlich eine ähnliche Behauptung eben so übel, als die Deutsche dem Herrn Gutzkow.

***) Eben weil sie nichts von ihm wissen können!

Der Hauptfehler der Wally, ich meine des Buchs (denn meinte ich die Person, so würde ich das Mitgetheilte nicht dem Herrn Gutzkow zur Last gelegt haben) ist, daß in ihr die Religion als etwas Aeußerliches, nicht zum Wesen und Begriff des Menschen Gehöriges angesehen wird. Die Heldin des Romans tritt als eine leichtfertige, in jeder Beziehung gewissenlose Person auf, wir sehen sie weder eine Pflicht erfüllen, noch hierunter leiden, und dieser Leichtsinn streitet mit dem Ernst, den so weit gehender, so weit — zum Selbstmord — führender religiöser Zweifel voraussetzt. Wem das Leben so wenig gilt, dem gilt die Religion noch weniger. Auch sieht man den Zweifel an dieser gar nicht in Wally entstehen, gar nicht aus ihr hervorgehen, er kommt nur von Außen an sie, und der lange Aufsatz Cäsar's, S. 225 — 304, muß das Mehrste thun.

Offenbar zeigt der ganze Roman nichts als die Eile des Verfassers, seine damaligen Ansichten an den Mann zu bringen. Der Roman ist als solcher noch viel schwächer, und von „Zeichnung eines psychologischen Phänomens", welche Herr Gutzkow in einer seiner mit Heftigkeit, aber in der That ohne Leidenschaft geschriebenen Vertheidigungen *) ansprach, kann gar die Rede nicht sein.

Aber welcher Art waren jene Ansichten? Es waren die leider noch nicht so vergessenen, als veralteten, Voltaire's, der sogar in der Wally nur ein „Schneider" heißt, „so furchtsam und eitel war er"; des Wolfen-

*) Vgl. Appellation an den gesunden Menschenverstand. S. 5, 19.

büttler Fragmentisten, dem Cäsar S. 227 vollkommen recht gibt; u. s. w.

Daß aber der Wolfenbüttler Fragmentist, und was dazu gehört, noch so ernsthaft, wie in dem in Rede stehenden Roman, bei uns nachspuke, wird man, ohne es irgend gut zu heißen, doch damit entschuldigen können, daß wir der Zeit des Wolfenbüttler Fragmentisten noch nicht sehr ferne sind, und daß eine Opposition, wie des Fragmentisten, sollte sie wirklich nothwendig gewesen sein, doch nicht andere, als gemischte Wirkungen nachlassen konnte.

Indessen je mehr das Christenthum seit jener Zeit von einer starren und starrmachenden Orthodoxie frei geworden ist, oder je mehr diese sich gemildert hat, desto mehr ist das auch mit der Opposition der Fall geworden, und aus diesem Gesichtspunkte kann man jetzt Gegner und Anhänger des Christenthums menschlich gleich milde beurtheilen. Die bessere Opposition setzt ihren unchristlichen Glauben der unchristlichen Gesinnung entgegen, sie verlangt, und darin hat sie vollkommen recht, von dem höchsten Glauben auch die höchste Humanität. Nur darin hat sie unrecht, daß sie diese dem Christenthume eben so abspricht, wie den Christen.

Ihre Philosophie hat den Haltpunkt, welchen sie früher grade in demjenigen fand, was sie so heftig befehdete, verloren, seit sie ersetzen zu müssen glaubt, was sie vernichtet zu haben wähnt. Sie verliert sich ins Endlose, sie gebiert das Gestaltlose, seit sie von einer allgemeinen, einer reinmenschlichen oder, besser, gemeinmenschlichen Religion, einem allgemeinen Liebesbund

und, wie Hr. Carové es dreister ausdrückt, einem „Dritten Bund“ träumt.

Damit also Alles unter den Menschen sich ausgleiche, so wird hoffentlich das Christenthum, welches die vollkommenste Religion mit der vollkommensten Humanität verbindet, den eifrigen, aber einseitigen Freunden der Humanität ihre Verdienste um die Christen mit einem Glauben lohnen, ohne welchen alle Humanität der wahren Weihe ermangelt. —

Wir müssen nach dieser Abschweifung noch einmal auf die Wally zurückkommen. Ich glaube meine Meinung von diesem Buche um so vollständiger aussprechen zu dürfen, als ich das Urtheil des einen oder andern der Leser theils zu bestimmen, theils wo möglich zu mildern wünschte. Und es frägt sich noch, ob nicht auch das Urtheil des Herrn Gutzkow selbst einer Nachhülfe bedürfe. Wenigstens ließe sich aus manchen Aeußerungen von ihm im Beurmann'schen Telegraphen schliessen, daß ihn noch vor Kurzem weniger seine Wally, als deren Verbot verdrossen habe. Oder ich kann auch eine kleine Anecdote erzählen. Als Herr Gutzkow kürzlich auf einer Reise, von der man zu lesen hatte, von Frankfurt nach Berlin kam, antwortete er auf die Anrede eben unsers Herrn Mundt: „Gutzkow! deine Bücher sind Thaten!“ daß sie wenigstens keine Unthaten seien, dazu man sie gemacht.

Aber die Kritik darf dieß nur so verstehen: daß Herr Gutzkow einer Unthat, wie die Wally allerdings ist, wenigstens jetzt nicht mehr fähig sein würde. Hoffentlich steht er jetzt auf dem neuern und mildern Standpunkte der Opposition, welchen wir oben bezeichnet haben.

Hiervon finden sich selbst in der Wally schon Spuren, und wenn so Vieles zu gerechtem Tadel gegen Herrn Gutzkow gedient hat, so hätte man um so sorgfältiger alles hervorsuchen sollen, was dem Tadel den Stachel der Verfolgung genommen hätte; besonders in unserer Zeit, der man, wie übel sie auch in religiöser Hinsicht angeschrieben stehe, wenigstens so viel nachrühmen kann, daß sie von keiner Frömmigkeit auf Kosten der Humanität wissen wolle.

Um also wenigstens die Ahnung eines bessern Geistes und einer bessern Bildung, als die religiöse zur Zeit des Wolfenbüttler Fragmentisten war, in der Wally nachzuweisen, wollen wir dem Leser noch Folgendes aus ihr mittheilen. „Das Christenthum“, sagt Cäsar, „fordert andere Waffen heraus (als Voltaire's), überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, sondern solche, welche sich an einen Stil stecken lassen, positiv und schaffend werden und die Erde zur neuen Saat auflockern. Das 18te Jahrhundert, der mephistophelische Geist der abstracten Verneinung, hauchte mit dem ersten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgestoßen wurde. Die Flügel meiner Seele schlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe der neuen Schöpfung sich am Himmel malen sehe.“

Aber worauf diese Worte hindeuten, das ist in so hohem Grade die starke und schwache Seite des gepriesenen und des geschmähten neunzehnten Jahrhunderts, daß sie nicht zu hoch anzuschlagen sind. Besonders in jenem Buch erinnern sie uns, daß die ihnen zum Grunde liegende, oben schon besprochene Ansicht, obgleich aus Schlechterem, als sie, hervorgegangen, doch zum Schlechtesten führen würde, wenn nicht das

Christenthum das Beste zu veredeln und das Schlechteste zu verhindern vermöchte, vorzüglich, wo dieses an die Stelle des Christenthums selbst treten und dasjenige in die Welt zurückbringen will, was durch das Christenthum darin abgebracht ist.

Wozu aber bedürfte es des Versuches, das Urtheil über die Wally durch einige darin vorkommende Worte zu mildern, wenn die Wally zu jenen starken Irrthümern gehörte, in welche der frühe und stachelnde Drang nach Wahrheit den Unerfahrenen verstrickt, und welche so lange verzeihlich bleiben, als Menschen sind? Aber das junge Deutschland war so beschaffen, daß es um gutes Honorar für seine Schriften und um die Gewißheit, in den Zeitungen wenigstens so oft, als die regierenden Häupter, genannt zu werden, den äußersten Terrorismus eingeführt haben würde; es irrte sich nur darin, daß es das alte Deutschland reif für solche Schnitter glaubte. —

Wir können Herrn Mundt nicht einzeln hinstellen, und deßhalb werden wir in diesem Beitrage zur Beurtheilung des jungen Deutschlands den Leser für mehr als eine Abschweifung um Nachsicht zu bitten haben. Der vorstehenden Bemerkungen konnten wir aber um so weniger entrathen, als Herr Mundt, wenn auch nach dem Urtheile des Herrn Gutzkow mit dem wenigsten Rechte, zum jungen Deutschland gerechnet ist. Andere sind gegen das junge Deutschland in übler Absicht so streng gewesen, daß uns ein unumwundenes Urtheil um so eher erlaubt sein muß, als wir eine gute Absicht zu haben glauben, und diese sich nicht ohne jenes erreichen läßt. Wir werden also bei Herrn Mundt eben, wie früher bei Herrn Laube, so viel Tadel aus-

sprechen, als die Rücksicht auf den Gegenstand, d. h. das junge Deutschland, und auf das Publikum verlangt; das Lob soll dagegen so reichlich ausfallen, als die Wahrheit es unserm guten Willen nur irgend gestatten will.

Indem ich also meinem Lobe des Herrn Mundt den Tadel über ihn vorausschicke, will ich diesen von einer Seite beginnen, wo er dem jungen Deutschland selbst dann nicht gefährlich werden könnte, wenn es noch mitten in seinen Wagnissen begriffen wäre; ich meine die wissenschenschaftliche Seite. Hier ist in der That die Fahrlässigkeit des jungen Deutschlands nicht geringer, als seine Allseitigkeit. Je würdiger Herr Mundt in diesem Stücke mit Herrn Gutzkow wetteifert, desto ungerechter wäre es auch hier, ihn der Gesellschaft des letztern zu berauben.

Um von Geringfügigerem auszugehen, so brauchte sich Herr Gutzkow (Beurmann's Telegraph, neueste Folge, 1837, No. 4.) nicht über die „offenbaren Schnitzer" so gefreut zu haben, welche Herr Strauß in seiner Streitschrift gegen Herrn Menzel diesem nachweist, denn was die Schnitzer betrifft, so ist seine Wahlverwandtschaft mit Herrn Menzel so eng als möglich. Z. B. Wally, S. 279, erwähnt Herr Gutzkow, oder sollen wir sagen Cäsar, den „Stater im Leibe eines Fisches" st. im Maule; man spricht nicht vom Stater im Fischleib, sondern im Fischmaul; vgl. Matth. XVII, 27. — Zur Philosophie der Geschichte von K. Gutzkow, 1836, sagt er S. 76: „Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammenthat, um buntes Vieh zu erzielen." Das war nicht der erhabene und uneigennützige Abraham, sondern Ulysses-Jakob;

aber was für eine List hätte dazu gehört, von weißen Ziegen und schwarzen Ziegenböcken gefleckte Junge zu erzielen? Das hätte auch Herr Gutzkow gekonnt. Die Kunst war, von gänzlich schwarzen Ziegen und gänzlich weißen Schaafen (beiderlei Geschlechts) gesprenkeltes und geflecktes Vieh zu erzielen. Das hielt Laban für nur selten möglich, und so ging er in die wohlverdiente Falle, welche ihm Jakob legte, um den entbehrten Lohn nachzuholen. S. 1. Buch Mos. Kap. 30 und Bohlen z. d. St. — S. 207 a. a. O. bei Herrn Gutzkow werden Socrates' Angeber (Ankläger) Miletus und Anytes genannt st. Melitus und Anytus. Lykon war der dritte.

Diese paar Beispiele aus vielen. Die übrigen wird Herr Gutzkow um so leichter selbst auffinden, je besser ihm dieß mit Schnitzern des Herrn Menzel gelungen ist. S. Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, von K. Gutzkow, Stuttgart 1836, erster Band. Vorrede.

Was Herrn Mundt betrifft, so lassen wir die einzelnen Verstöße dieser Art, welche in seinen Schriften vorkommen, liegen und gehen zu einem seiner Bücher über, welches ganz ein Verstoß gegen die Wissenschaft und zugleich voll von Verstößen ist. Wir meinen die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt. Berlin 1837.

Was den gesellschaftlichen Theil des Werkes betrifft, so erinnere ich mich zunächst einer Bemerkung, die ich richtig gefunden habe „Von Abwesenden,“ heißt es S. 93, „entweder in der dritten Person oder mit der Abstraction zu sagen: „„der Herr Geheimerath

sind ausgegangen,"" „„Seine Hochwürden haben gestern den Arzt rufen lassen müssen,"" sollte als lediglich bedientenhaft aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden." Diese Bemerkung ist, wie gesagt, lobenswerth, aber sie war unnöthig, denn welcher Gebildete spricht noch so, außer dem gebildeten Bedienten?

Was das Literargeschichtliche betrifft, so wollen wir sehen, wohin uns folgende Worte des Herrn Mundt führen.

S. 410: „Zur Einfachheit und Ruhe der Alten, an Xenophon erinnernd, ist Varnhagen von Ense in seinen Biographien und historischen Skizzen zurückgekehrt, dem Gegenständlichen sich anschmiegend, ohne in saubester Ausmalung des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geschichtssinn zu verläugnen."

Wer versteht dieß? Zuerst ist es an sich ganz unklar und wird auch aus dem Zusammenhange, worin diese Worte vorkommen, um nichts klarer, ob Herr Varnhagen von Ense selbst zur Einfachheit und Ruhe der Alten zurückgekehrt sei, nachdem er nie davon abgewichen, oder ob er die Deutschen dahin zurückgeführt habe; zweitens muß man behaupten: „Dem Gegenständlichen sich anschmiegend" heiße ja so viel als, daß Herr Varnhagen von Ense, nach Herrn Mundt's Meinung, den allgemeinen Geschichtssinn nicht verläugne, und mit den „Biographieen und historischen Skizzen" scheine ja das „Einzelne und Individuelle" genannt zu sein; also sei „ohne ꝛc." ganz überflüssig; endlich will mir's scheinen, als ob Herr Mundt statt „dem Gegenständlichen" besser gesagt hätte: dem Gegenstande oder den einzelnen Gegenständen sich anschmiegend, ohne ꝛc.; denn das Gegenständliche, als Art und Weise der Auf-

fassung und Darstellung, besteht, meine ich, in der Behandlung des Einzelnen und Individuellen mit allgemeinem Geschichtssinne, so, daß sich das Einzelne und Individuelle seiner wahren Geltung gemäß dem Allgemeinen unterordne nnd nicht aus irgend einem subjectiven Grunde, z. B. eines nähern persönlichen Antheils oder einer vorherrschenden Gemüthsrichtung, über die Gebühr erhoben werde. Doch so würden die Worte: „dem Gegenständlichen sich anschmiegend“ neben: „ohne ꝛc.“ überflüssig sein, aber, wenn sie wegfielen, der Sinn herauskommen: daß Herr Varnhagen von Ense Xenophon und die Alten nicht nur erreiche, sondern daß diese ihm auch noch nachstehen.

Oder wollte uns Hr. M. mit der angeführten Stelle seines Buches nur ein Beispiel geben von der Umbildung, worin nach ihm jetzt die Deutsche Sprache durch die junge Literatur begriffen ist *), und wollte er uns thatsächlich überzeugen, daß, wie er S. 46 sagt, „sich eine höchste und ausgebildetste Form der Prosa entfalte, die sich keine Poesie des Inhalts mehr versage, in ihrem g e d a n k e n f r e i e n Lauf den keckſten Wendungen der Rede sich hingebe“ u. s. w.? Was von dieser „Emancipation der Prosa,“ wie Hr. Mundt es nennt, die sich vom Denken frei macht, zu halten sei, davon ist das ganze Buch ein fortlaufender Beweis. Wir führen außer dem bereits mitgetheilten Beispiele noch folgende Stelle an, die als ein Gegenstand des bittern Tadels gelten kann, den sie selbst ausspricht. S. 141 wird nämlich gesagt: „Der Diction kann nur dann der Vorwurf zu großer poetischer Freiheiten oder zu geistreicher Prä-

---

*) Vgl. Kunst der Deutsch. Prosa, S. 46 f., 49, 138 f., 140.

tensionen gemacht werden, wenn dieselben einzeln und unvermittelt an ihr dastehen, und wie ein anmaßlicher Flitterprunk für sich selbst mehr bedeuten wollen, als die innere Schwere des Inhalts. In dieser Weise scheinen allerdings jetzt viele Autoren zu entstehen, die bloß Schriftsteller einer geistreichen Diction sind und die, ohne wirklich eigne Gedanken zu haben, doch mit einem Anstrich des Gedankenvollen schreiben, der an den überlieferten und erwerblichen Reichthümern der Deutschen Diction haftet. Das Geistreiche besteht vornehmlich in den Beiwörtern *), die überhaupt schon deßhalb eine prägnantere und pointirtere Stellung in der neueren Prosa einzunehmen suchen, weil die Macht der Hauptwörter durch ihre verlorengegangene Bildlichkeit **) unwirksamer geworden ***) und gewissermaßen einer Verstärkung durch die Adjectiva zu bedürfen scheint" u. s. w. —

Man muß sich übrigens wundern, daß Hr. Mundt sich auf solche Kleinigkeiten, wie in dem zuletzt Angeführten, einläßt. Viel erhabner heißt es S. 144: „Der Stil läßt sich eben so wenig reguliren, wie die Weltgeschichte, er ist der schreibende Griffel der Klio, der immer neue Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menschen." Eben so erhaben spricht er von der „modernen Literatur der Prosa" und nennt seinen oder ihren Stil den „Stil des Inhals." Es ist also wohl an der Zeit †),

*) Vgl. a. a. O. S. 131—133.

**) Herr Mundt bildet neue, z. B.: Gewaltanthuung, Unbefriedigung, pointirte Geistreichigkeit.

***) Hier fehlt „zu sein" oder „ist"; doch ist das ein absichtlicher Mangel. Vgl. die weiter unten vorkommende Stelle aus der „Kunst der Deutsch. Prosa", S. 57.

†) Und 1842 noch eben so sehr, als 1838. Das beweist z. B. Herr Alexander Jung in Königsberg.

gegen eine geschmacklose Richtung in unsrer Sprache und Literatur aufzutreten, welche selbst bildungsfähige Männer beherrscht. —

Der Leser hat an dem über Varnhagen von Ense Gesagten gesehen, wie Herr Mundt die neuesten Erscheinungen der Deutschen Literatur zu behandeln verstehe; was die frühere Zeit betrifft, so urtheilt ein, wie es scheint, nicht zu ungünstiger Beurtheiler des Buchs, Herr Prof. Rosenkranz in Königsberg: Herr Mundt müsse sich zwingen, den Mangel an fester, eigner Anschauung durch einen großen Aufwand von Diction zu verhüllen. (Bl. für lit. Unthltg., 1837, **No.** 288). — Noch treffender ist das Urtheil über dergleichen Bücher bei Goldsmith im **Vicar of Wakefield** in der bekannten Stelle, wo er eine auf's Gerathewohl aufgegriffene und eingeschobene Gelehrsamkeit einem Gauner in den Mund legt und so auf's Bitterste geißelt, denn wie ferne es auch von uns sei, hiermit etwas gegen einen Mann sagen zu wollen, den wir nur tadeln, um ihn mit besserem Gewissen loben zu können, so wird doch Niemand mehr leugnen, daß Bücher, wie diese „Kunst der Deutschen Prosa", ein Unrecht seien. Daß dieses Buch aber ein Mal über das andere den Eindruck desjenigen macht, womit im **Vicar of Wakefield** Ephraim Jenkinson dem ehrlichen Primrose in die Rede fällt, darüber muß ich den Leser an das Buch selbst verweisen. Nur ein Beispiel will ich mittheilen. Das Beispiel aus dem Vicar aber geht billig vorher. Primrose erzählt über seinen Handel und seine Unterhaltung mit dem Gauner:

„Ich nahm Veranlassung zu bemerken, daß die Welt anfange gar zu gleichgültig gegen kirchliche Lehr-

gegenstände zu werden und menschlichen Grübeleien zu sehr nachhange."

„Ja, lieber Herr, antwortete er, als hätt' er all sein Wissen für diesen Augenblick aufgespart, ja, was die Welt betrifft, die Welt leidet an Alterschwäche, und doch hat die Kosmogonie oder die Erschaffung der Welt den Philosophen zu allen Zeiten zu denken und zu schaffen gemacht. Welchen Wust von Meinungen haben sie nicht darüber aufgehäuft! Sanchuniathon, Manetho, Berosus und Ocellus Lucanus haben alle sich umsonst an dem Räthsel versucht. Der letztgenannte hat folgende Worte: Anarchon ara kai atelutaion to pan; das will sagen: alle Dinge haben weder Anfang noch Ende. Auch Manetho, der zur Zeit des Nebuchadon-Asser lebte — Asser ist ein syrisches Wort und wird gewöhnlich als Beiname der Könige des Landes gebraucht, wie Tiglat-Pil-Asser, Nabon-Asser — Manetho fiel auf eine gleich ungereimte Vermuthung; denn wie wir gewöhnlich sagen: ek to biblion Kubernetes, d. h. Bücher machen die Welt nicht klüger, so suchte er zu erforschen" ꝛc.

Bei Herrn Mundt heißt es S. 414:

„Die neueste Kritik befand sich meistentheils auf dem qui vive? und nahm dadurch einen unruhigen, die literarischen Zwecke überschreitenden Charakter an."

Daran schließt sich u n m i t t e l b a r:

„Dagegen ist die feine Gränzlinie in Varnhagen von Ense's kritischer Behandlung als Studium zu empfehlen, dessen Einwirkung sich bei Heinrich Laube zeigt, der in seinen „„modernen Charakteristiken"" einen anziehenden, gesellschaftlich conversirenden Ton getroffen. Mehr didactisch conversirend, ein moderner Peripatetiker,

geht Karl Rosenkranz in seinen kritischen Abhandlungen zu Werke. Dagegen strebt Gutzkow" ꝛc.

But, sir, J ask pardon — J am straying from the question, sagte Ephraim Jenkinson. Das mußte auch Primrose finden, er ist aber der gutmüthige Leser, auf den man immer zählen kann. **But it was sufficient**, sagt er, **to shew me that he was a man of letters, and J now reverenced him the more.** —

Sollte das Beispiel des Herrn Mundt das von Goldsmith aufgestellte nicht ganz erreichen, so bemerke ich: Wie dem Leser eines Buchs dessen charakteristische Seite unwillkürlich auf fast jeder Seite vor Augen treten könne, so habe Goldsmith gleichsam ein ganzes Buch in eine Seite zusammengedrängt. Ueberhaupt wird in seinem **Vicar of W.** die feine Ironie durch die Derbheit der Geschichte zum Humor gesteigert. —

Herr Mundt wollte dem Titel seiner Schrift gemäß die Kunst der deutschen Prosa ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich darstellen. Die gesellschaftliche Seite haben wir nur kurz berührt, die literargeschichtliche hat uns länger gefesselt, und, was wir jetzt folgen lassen, können wir um so leichter die ästhetische nennen, als die ästhetische auch schon oben vorgekommen sein kann, und wir überhaupt alle drei Gesichtspunkte eben so vermischen, wie Herr Mundt.

Die Eigenthümlichkeit des jungen Deutschlands besteht darin, nichts als unauflösliche Verwirrung in der Welt zu sehen, und um diese davon zu erlösen, jene allein auf sich zu nehmen. So wird „die Emancipation der Prosa", welche Herrn Mundt durch sein ganzes Buch verfolgt, für dieses zu einer Emancipation vom gesunden Menschenverstande. Das Buch ist der

Märtyrer seiner Idee. Nichts kam mehr, als das Kauderwelsch, als der Schwulst, worin hier wissenschaftliche Materien verhandelt werden sollen, dem Leser die ästhetische Seite des Buchs deutlich machen. Uns fehlt hier *) der Raum für noch mehr Proben, als schon in dem Obigen vorkommen. Wir wollen den Schluß unsrer Beurtheilung an folgende Stelle knüpfen, welche den bekannten Irrthum des Verfassers zugleich mit seinen socialen Quellen, wie Herr Mundt sagen würde, ausdrückt.

„Diese Eigenthümlichkeit" (der Deutschen Prosa auf ihrer gegenwärtigen Stufe), sagt Hr. Mundt S. 138, „hauptsächlich in der Durchbrechung der Schranke zwischen Poesie und Prosa nachgewiesen, tritt immer entschiedener heraus und gestaltet jetzt mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Prosa, in welcher der schaffende poetische Geist der Nation am mächtigsten wird, in der die Ideenbewegung der Zeit vorzugsweise ihre Sache führt, der andern literarischen Formen sich entschlagend."

Der hier schaffende poetische Geist der Nation, die Ideenbewegung der Zeit und ihre Sache sind nun leider nichts, als die Sache der sogenannten jungen Literatur. Dieser ist freilich eine Kunst der Deutschen Prosa eigenthümlich, in der alle Poesie darauf geht, da die neuere Literatur, wie Herr Mundt S. 42 sagte, „die vorwaltende Neigung hat, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen." So gute Köpfe konnten in der Prosa so gut Poesie, als in der Poesie Prosa finden. Sie konnten also auch beide recht gut mit einander verwech-

---

*) Dieser Aufsatz war für eine Zeitschrift bestimmt.

seln und eine Poesie, welche nie Poesie für sie war, in ihre Prosa aufnehmen, welche für sie Poesie ist. Wer wollte auch leugnen, daß beide nur durch eine sehr zarte Linie geschieden sind und also durch unzarte Hände sehr leicht zu verwirren? —

Hiermit wollten wir, wie gesagt, schließen; um so schmerzlicher ist es uns, grade auf Veranlassung eines Buchs, welches nebst einigem Andern uns mit Hoffnung für Herrn Mundt erfüllt hat, nochmals auf das vorige Werk zurückkommen müssen.

In demjenigen Theile des Delphin *) nämlich, welchen wir in dem nächsten Artikel mit Stillschweigen übergehen werden, ich meine in den Vertrauten Briefen aus Hamburg, sagt Herr Mundt, Delphin S. 248: „In Braunschweig begegnete ich einer Tradition über Lessing, die ich Ihnen doch mittheilen muß, weil man in Deutschland jetzt wieder fast zu derselben Manier gelangt ist, die ausgezeichneten Geister des Vaterlandes zu behandeln. Bald nach Herausgabe der Wolfenbüttel'schen Fragmente durfte sich Lessing nicht auf den Gassen Braunschweig's sehen lassen, ohne einen Trupp von Straßenjungen hinter sich zu erblicken, die ihm nachliefen und ihn auf jede mögliche Weise verhöhnten und beschimpften, ohne Zweifel nicht auf ihren eignen Antrieb, sondern auf den der zahlreichen und besonders geistlichen Feinde Lessing's, die ihn auf jede Art zu quälen und aus Braunschweig zu entfernen suchten, wo er an dem aufgeklärten Hofe Rückhalt und Beschützung hatte rc." S. 250: „Denken Sie an Les-

*) Der Delphin. 1838. Ein Almanach von Theodor Mundt.

sing, mein Freund, wenn Ihnen die Ehre widerfährt, von Ihren liebenswürdigen Zeitgenossen gegeißelt zu werden, und denken Sie an die Braunschweiger Straßenbuben, wenn die Kritik Ihres Jahrhunderts Sie bewirft."

Ich glaube, daß dieß ohne mein Zuthun verständlich sei; dagegen liegt es uns ob, zu untersuchen, ob der ehrende Name, welchen Herr Mundt den Beurtheilern des jungen Deutschlands giebt, uns, die wir ihn bis jetzt nur noch „beworfen", d. h. getadelt haben, oder diejenigen ausgezeichneten Geister des Vaterlandes treffe, die Herr Mundt im Sinne hat. Der Leser entscheide, wem die folgenden Aeußerungen des Herrn Mundt in der Kunst der Deutschen Prosa ähnlich sehen, ob Lessing, oder denen, die diesem nach der Tradition des Herrn Mundt auf den Braunschweiger Gassen nachgelaufen sind? Ich ahne zwar, daß ich hier im Unrecht bleibe. Denn die großen Männer, Herr Varnhagen von Ense an der Spitze, werden S. 114 und 115 nicht verkleinert. „Gutzkow", heißt es hier, „strebt, nur zu sehr aller Einflüsse der Phantasie und des Gemüths auf den Stil sich enthaltend, Lessing'schen Kraftwirkungen nach und sucht namentlich in seinem Buch „„Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte"" (Berlin, 1836) eine stählerne Festigkeit der Darstellung zu erreichen, der es bloß an Melodie gebricht. Eine elegante Mitte zwischen poetischer und kritischer Behandlung hält F. G. Kühne, die Eigenthümlichkeit seines Gegenstandes tief ergreifend und die Tonart der Darstellung danach abmessend. An rednerischem und durchdringendem Feuer halten sich Wienbarg, Gutzkow und Wolfgang Menzel das Gleichgewicht."

Bei solcher Anerkennung „der ausgezeichneten Geister des Vaterlandes" ist es der Kritik des neunzehnten Jahrhunderts, d. h., in unserm Falle, des Herrn Mundt, nicht zu verargen, daß sie kleinere Talente verkennt. Was ist an einem Garve, Engel, Knebel gelegen, seit wir das junge Deutschland haben? „Die Einfachheit", sagt Herr Mundt S. 140, „womit Garve, Engel, Knebel schrieben, gemahnt uns heutzutage fast wie Schulaufsätze aus unserer Jugend."

Am schlimmsten aber kommt Cicero weg, zu dem wir hier wohl übergehen dürfen, da er zu den bedeutenden Männern aller Völker gehört. Der Arme ist achtzehnhundert Jahre unsterblich gewesen. Da kommt das junge Deutschland, und sein Name wird nur noch genannt, um für immer der Vergessenheit überliefert zu werden. „Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unserer Schreibart", sagt Herr Mundt S. 57, „das pedantische Austönen von gewesen sein, geworden sein, gehabt haben u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umstände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero." Herr Mundt nennt ihn S. 54 „den Talleyrand der alten Beredtsamkeit" und seinen Stil S. 55 „den Stil der Gesinnungslosigkeit." Ebendaselbst ist die Rede von der „Zungendrescherei seiner langen und athemlosen Perioden"; „in dieser eitelen, weitschweifigen, rhetorisch fabricirten Schreibart, als der Muttermilch unsrer Prosa, könne man es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen." „Cicero", heißt es jedoch S. 60, „ist die ausgebildete Norm jener Prosa, die die sich rein auf dem abgegränzten Gebiet prosaischer Darstellung erhält, in der Sonderung gegen den poe-

tischen Sprachgebrauch möglichst streng verharrend." Hätte doch Herr Mundt in solcher gesunden Prosa über die Deutsche Prosa geschrieben!

Der Leser entscheide nun, ob die Kritik des neunzehnten Jahrhunderts Herrn Mundt und seine „liebenswürdigen Zeitgenossen", oder ob diese die Kritik des neunzehnten Jahrhunderts bewerfen.

Sind diese Vertrauten Briefe aus Hamburg vielleicht an Herrn Gutzkow gerichtet *), und ist es wirklich mit dem jungen Deutschland dahin gekommen, daß es sich Dinge im Vertrauen sagen muß, für welche es früher der ganzen Welt sein Vertrauen schenkte?

Wie urtheilt Herr Gutzkow über Cicero? Sein Buch: Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, Berlin 1836, ist erst kürzlich von Herrn Professor Rosenkranz in den Berlin. Jahrb. f. w. K. sehr gelobt worden (Octoberheft 1837); wir wollen daher jeden Leser bitten, sich vom Lesen dieses Buches nicht durch seinen Anfang abschrecken zu lassen. Dieser lautet, wie folgt:

„Durch Erfahrungsthatsachen die Kunst zu tyrannisiren, waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrschen ließen. Erst die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maßstäbe legten und für die Kunstkritik practische Zwecke einführten."

Wer versteht diese Worte, wenn sie überhaupt einen vernünftigen Sinn haben? Der Verfasser hat die Beispiele, welche er aufstellen will, mit solcher Täuschung

*) Als der Delphin erschien, hatten sich die beiden Herren noch nicht überworfen und — geschimpft, sondern lobten sich noch um die Wette. — Spätere Anmerkung.

der Unsicherheit ausgedrückt, daß sich das Falsche darin zu verstecken und ein Wahres hervorzuthun scheint. Das Ganze ist auch nur eine Vertheidigung seiner Wally, die wir vielleicht heute in Deutschland bewundern würden, wenn Herr Gutzkow sie vor etlichen tausend Jahren in Griechenland geschrieben hätte. In seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur, Thl. 1, S. VI., sagt Herr Gutzkow auch: „es seien die heterogensten Maßstäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wissen wolle.“ Herr Gutzkow fährt in unserer Stelle fort:

„Cicero war es, der mit seiner zusammengelesenen Tusculanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemisirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte, da sie bezahlt waren, daß sie in dem Schmerze ihrer Wunden stöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuschauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Declamationsdramen, welche später unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagt, dieser schlechte Philosoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß in Helden das Menschliche schildern das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.“

Bevor der Leser über eine Behandlung, wie sie selbst der große Lessing einem Cicero zu Theil werden lasse, seinen Unwillen äußert, besinne er sich, daß der Lessing, welchen er hier hat hören müssen, bloß der nie dagewesene Lessing des dagewesenen jungen Deutschlands sei. „Das junge Deutschland", heißt es im Gutzkow'schen oder Beurmann'schen Telegraphen, No. 17, April 1837, „in der Schweiz wird beschuldigt, einen Lessing ermordet zu haben. Das junge Deutschland, was wir bei uns erleben, hat Lessing grade zu großer Geltung wieder erhoben. Man lese nur Mundt's Buch über die Deutsche Prosa" 2c.

Aus den Worten Lessing's, die wir jetzt folgen lassen, wird man sehen, wie wenig er das Verdienst des jungen Deutschlands um ihn diesem zu vergelten gewußt hat, was aber Lessing um so weniger zum Vorwurf gereichen kann, als es unzweifelhaft ist, daß Herr Gutzkow ihn gelesen habe.

„Ich bekenne", sagt Lessing im Laokoon, IV, 3, „daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buch seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit sich aber nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinen

rhetorischen Ausfällen wider die Dichter hergenommen? „„Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen."" Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten, so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fordert daher ein grade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Cothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennungen verdienen Personen der sogenannten Seneka'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die Gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragische Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnet, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische

Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheinet, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann."

Herr Gutzkow hatte recht, die aus seinem Buche Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte von uns angeführten Worte als ganz aus ihm selbst geflossen wiederzugeben und sich nur nebenbei auf Lessing zu beziehen, denn was hat er nicht aus dessen Worten gemacht! Lessing schont allerdings eine Ansicht Cicero's nicht, aber deckt ihre Quelle in einem Mangel römischer Bildung oder römischen Lebens auf. — Er sagt — und wer hätte etwas dawider? —: „Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde." Daraus macht Herr Gutzkow: „Dieser schlechte Philosoph, wie Lessing sagte." Lessing sagt über Bemerkungen Cicero's im zweiten Buche seiner Tusculanischen Quästionen: „Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten", denn für einen solchen paßten seine Lehren mehr, als auf den tragischen Helden oder für den Trauerspieldichter. Daraus macht Herr Gutzkow: „Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte." Lessing sagt: „Die Dichter sollen" (nach Cicero) „uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen. Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena." Daraus macht Herr Gutzkow: „Cicero hielt das Theater für eine Arena." Lessing sagt: „einführen", daraus macht Herr Gutzkow: „die

Dichter führen auf." Lessing spricht von „verdammten und feilen Fechtern", weil man sich zu Gladiatoren entweder der unglücklichen Gefangenen und Sklaven bediente, oder verurtheilter Verbrecher. Diese hießen und waren damnati, verdammt, **ad gladium**, andere **ad ludum.** Ueber den Unterschied vergleiche man ein beliebiges Handbuch der römischen Alterthümer. Oder es gaben sich auch freigeborne Leute zu Gladiatoren her, und diese waren feil, wurden bezahlt. Und nun macht Herr Gutzkow aus Lessing's Worten: „Die Gladiatoren, da sie bezahlt waren." Das „verdammt" nimmt Herr Gutzkow wahrscheinlich für einen Ausdruck der Verachtung, die Lessing den unglücklichen Römischen Sklaven zolle. Endlich läßt Herr Gutzkow Lessing sagen: „daß in Helden das Menschliche schildern das Höchste sei, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne." Lessing sagt vielmehr: der menschliche Held sei das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen könne. Ich gebe zu, daß dieß auch in Herrn Gutzkow's Worten liegen könne, wenn man nur „in Helden" betont; Herr Gutzkow hätte jedoch besser gesagt: „in Helden zugleich das Menschliche schildern", besonders da Lessing so sorgfältig im Philoktet des Sophokles neben „den Klagen eines Menschen" „die Handlungen (das Betragen) eines Helden" hervorhebt. Jetzt kann man sich durch die Entstellungen, welche Herr Gutzkow mit den übrigen Worten Lessing's vorgenommen hat, zu der Vermuthung berechtigt finden, daß die Helden ganz vor dem Menschlichen zurücktreten und Cäsar und Wally grade dadurch, daß das Menschliche bei ihnen so wenig heldenartig ist, zu Helden werden sollen. —

Indem ich diesen Aufsatz schließe, erinnert mich die Art, wie Herr Gutzkow Lessing's Laocoon verstanden und benutzt hat, an eine Schüler-Geschichte, die Erziehern von Nutzen sein kann. Es mußten nämlich die Kinder einer Schule sonntäglich das Thema und die Theile der Predigt aufschreiben nnd Montags dem Lehrer vorzeigen. Dieß ging wenigstens über die Kräfte der Anfänger, kleiner Knaben von 8—9 Jahren; da es aber einmal verlangt ward, so half sich Einer von ihnen dadurch, daß er es von ältern Mitschülern absah. Nun lautete einmal ein Theil oder ein Untertheil einer Predigt: „Wir sollen prüfen." Im Plattdeutschen ist prüfen (pröven) gleichbedeutend mit schmecken. Er schrieb also, um Original zu sein: „Wir sollen schmecken."

Geschrieben im Januar 1838.

Zweiter Artikel.

Bin ich in dem ersten Artikel von Herrn Mundt ausgegangen und von ihm auf Herrn Gutzkow gekommen, so mag es mir erlaubt sein, in dem gegenwärtigen bei Herrn Gutzkow zu beginnen und von ihm auf Herrn Mundt zurückzukommen. Hier muß ich sogleich bemerken, wie unnöthig Herr Gutzkow es auf einmal gemacht habe, die guten Seiten seines öffentlichen Charakters und seines schriftstellerischen Treibens und Wirkens mit Mühe aufzusuchen. Ich komme nämlich unmittelbar von der Lesung seines so eben erschie-

nenen Romans Seraphine *) her, und wenn mich dieser mit der reinsten Freude erfüllt hat, so kann der Leser sich vorstellen, wie interessirt ich bei dem Werthe desselben grade in diesem Augenblicke sei. Da die Studien, welche ich mir gewählt habe, ganz anderer Art sind, und ich erst seit Kurzem die Gleichgültigkeit gegen die Erscheinungen des Tages denjenigen überlasse, welchen sie besser ansteht, als mir, so möge der Leser von der Genugthuung urtheilen, welche ich darüber empfinde, daß Herr Gutzkow mir die Mühe, seine Schriften kennen zu lernen, so schnell gelohnt hat.

Seraphine klärt entweder das Urtheil über die schriftstellerische Vergangenheit des Herrn Gutzkow gänzlich auf oder macht eine solche Aufklärung gänzlich unnöthig. Ich möchte annehmen, daß dieß auch die eigne Meinung des Gutzkow sein dürfte, und daß er bis dahin über sich selbst in einer Unklarheit befangen gewesen sei, von der er sich durch bloße Worte nicht befreien konnte. Es bedurfte einer „That in Worten", und das ist seine Seraphine. Diese wirft nicht bloß auf die Gegenwart und Zukunft, sondern auch auf die Vergangenheit ihres Verfassers ein günstiges Licht, und auf die letztere ein günstigeres, als worin sie bisher zu erblicken möglich war. Erschien doch die Sprache des Herrn Gutzkow noch in der neuesten Zeit, wie in dem ganzen Telegraphen von 1837, so unbestimmt; ein Dritter konnte nicht erkennen, was des Mannes Ueberzeugung nun eigentlich geworden sein, wie sich sein Jetzt und Ehemals zu einander verhalten möchten. Aber

---

*) Seraphine. Roman von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe.

kaum tritt Herr Gutzkow aus dem unseligen Terrain des Journal-Treibens und Manoeuvrirens heraus, kaum betritt er den neutralen Boden der Production, kaum braucht sein Blick nicht zwischen einem mißtrauischen Publikum und erbitterten Feinden hin- und herzugehen und schielend zu werden, so wird es sonnenklar, daß seine Irrthümer nicht so bösartig gewesen sind, als fremder Irrthum und zum Theil fremde Bosheit sie gemacht hat. Herr Gutzkow behauptet in der Vorrede (Widmung) zur Seraphine, daß er diese während des Lärmens, der auf seine Wally, „die Unglückliche", gefolgt sei, geschrieben und „zum größern Theile vor der Mannheimer Episode fertig" gemacht habe. Wir halten dieß in einem Buche, welches nicht arm ist an Erfindung, für eine Erfindung überher. Irrten wir hierin, so wäre das um so besser und um so übler: um so besser, als wir sähen, daß Herr Gutzkow die Wally nicht bloß geschrieben haben könne, um sich berühmt zu machen und seinem Namen zu einer Zeit Eintrag zu thun, wo es ganz in seiner Gewalt gestanden, ihn vortheilhaft bekannt zu machen; um so übler, als wir das Sprüchwort Alter schützt vor Thorheit nicht, welches auch eigentlich nichts sagt, umwandeln müßten in: Weisheit schützt vor Thorheit nicht, und als wir auch von andern erführen, was ein Jeder von sich selbst schon weiß: wie sich im Menschen große Unreife neben großer Reife antreffen lasse.

Ferner sagt Herr Gutzkow in der Widmung, die dem Buche würdig voransteht: er habe Seraphine aus eignem Bedürfniß geschrieben, objectiv etwas geleistet zu haben, darauf verzichte er; er zweifle, ob Andre, die nicht so nachsichtig seien (wie der ungenannte

Freund, an welchen die Widmung gerichtet ist), den Roman mit so vielem Vergnügen lesen würden, als er bei'm Schreiben empfunden habe. Ohne einen Mann, wie Herrn Gutzkow, durch unsre Nachsicht beleidigen zu wollen, müssen wir ihm hierin widersprechen. Wenn wir aus der Vorrede, wie aus dem Schluß des Romans, ersehen, daß der Verfasser das Interesse der Leser für einen Gegenstand zu erregen versucht, mit dem sich für ihn selbst unauslöschliche Erinnerungen verknüpfen können, so werden wir das nicht als subjectiv tadeln, wenigstens ist an einer Objectivität nichts gelegen, welche sich selbst weder im Guten, noch im Bösen kennt, und welche, statt das Einzelne und Besondere dem Gefühl und der Empfindung Aller nahe zu bringen, sich an ein Allgemeines hält, welches für Alle dasselbe ist und wozu Alle sich gleich empfindungslos verhalten. Herr Gutzkow zeigt sich in seinem Roman wahrhaft objectiv, indem er Schicksale, worin er einen Menschen verstrickt sah, und die ihn selbst, oder wen man sich statt seiner denken will, schmerzlich berührten, in dem Lichte und in dem Zusammenhange mit dem Leben darstellt, worin sie sich dem reifer gewordenen Manne aufschließen. So wird das Besondere und Individuelle der allgemeinen Theilnahme, dem allgemeinen Verständniß zugänglich und dadurch objectiv gemacht. Der Dichter greift nicht nur in die eigne, sondern auch in die fremde Brust, dort hat er, hier ahnt er Leben und zieht das eine mit dem andern an's Licht. So ist er aus subjectiv objectiv geworden, weil er Andere durch dasjenige zu bewegen versteht, was einst ihn allein bewegt hat. Für eine andere Objectivität, als diese, wollten wir uns auch schönstens bedanken, we-

nigstens würde sie nur für solche sein, denen es an Subjectivität fehlt und die also einer Objectivität gar nicht bedürftig sind.

Indem also der Leser nicht darauf verzichtet, in dem Roman des Herrn Gutzkow objectiv etwas geleistet zu finden, erwartet er nicht, daß der Stoff leidenschaftlich abgesponnen sei, und daß der Dichter seine Theilnahme dadurch fesseln werde, daß er ihn nicht zu Athem und Nachdenken kommen lasse. Herr Gutzkow wird nicht die Genugthuung haben, daß die leidenschaftlichen Romanenleser Tag und Nacht nicht ruhen werden, bis sie mit seinem Roman zu Ende sind, um nach wie vor im Kopf gleich wüst zu bleiben. Dagegen wird der denkende Leser das Buch so oft wieder in die Hand nehmen, als er es unbeendigt aus der Hand gelegt hat. —

Das Stück Leben, welches vor unsern Augen ausgebreitet wird, und der Raum, auf welchem die Ereignisse des Romans geschehen, ist viel zu groß, als daß Seraphine'ns Schicksale ihn ganz überspinnen und alles, dem sie naht, in ihre Bahn ziehen könnten. Seraphine'ns Umgebungen, deren Schilderung der Dichter sich eben so angelegen sein läßt, als die Schilderung ihres Schicksals, ahnen zum Theil das Wenigste von demjenigen, oder kümmern sich nicht darum, wofür der Dichter auf unsere ganze Theilnahme rechnet. Der kundige Leser sieht daraus, daß sowohl der Stoff, welchen der Dichter gewählt, als die Art, wie er ihn behandelt hat, dem Gang und Wesen des Romans ganz entsprechend sind. Hier wird weder ein Knoten geschürzt, noch seine Auflösung mühsam herbeigeführt; die Ereignisse reihen sich in natürlicher Folge an einander; und

doch sind die allgemeinen und besondern Verhältnisse, unter denen sie sich ereignen, hinlänglich damit in Zusammenhang gebracht, um ihnen den Schein des Zufälligen zu nehmen, in welchem die Menschen ihre Theilnahmlosigkeit und zum Theil Gewissenlosigkeit Alles um sie her erblicken läßt.

Wir gehen zu dem Buche über. Seraphine ist eine seltne, höchst begabte, weibliche Natur. In ihren nächsten und ersten äußern Verhältnissen unfreundlich berührt und lieblos behandelt, wird sie dadurch tief in ihrem Innersten angegriffen und verletzt, ihr Geist nimmt frühe eine eigenthümliche Richtung. Daher treten die Vorzüge ihrer Natur und die Mängel ihrer Erziehung oder Folgen einer übeln Behandlung bald und gleich schroff bei ihr hervor und werden die einen durch die andern ihr nur um so nachtheiliger. Ihre Vorzüge können sich neben ihren Mängeln um so weniger Anerkennung verschaffen, als sie an der lieblosen Begegnung, die sie erfährt, unschuldig ist und sich durch alles, was ihr Liebe hätte gewinnen sollen, nur größern Haß zuzieht. Wäre sie ein unbedeutendes Geschöpf gewesen, so hätte sie das Unrecht, welches sie erlitt, weniger empfunden und leichter ertragen, hätte selbst die Lieblosigkeit weniger gegen sich gereizt, wenn sie mit dem niedrigen Platz zufriedener gewesen wäre, den man ihr anwies und der ihrer unwürdig war. Der Leser kann hiernach in Seraphine ein Wesen voll Widerspruchs ahnen, bedeutend genug, um anzuziehen, zu unglücklich, um zu fesseln; ihr Unglück aber war, daß auf ihrer ersten Lebensstufe statt eines liebevollen Kreises der Haß einer Stiefmutter ihr Erbtheil ward. Daher fehlte Seraphine'n die Grazie, die in einem gleichförmigen Beneh-

men beruht, welches eine aufmerksame Erziehung verleiht. Sie selbst war, bei einem lebhaften Geiste und empfindsamen Gemüthe, bei ihrer Bedrängniß und durch ihre äußere Lage zu frühe überspannt geworden und in eine zu schmerzliche Stimmung hineingerathen, um dasjenige an sich nachzuholen, was andere an ihr versäumt hatten. Der Dichter läßt daher in seinem Roman die poetische Gerechtigkeit walten, indem er Seraphine'ns Mängel weniger ihr selbst, als denen zum Vorwurf macht, die ihr dieselben nicht verzeihen konnten und ihr also nicht so begegneten, wie sie es verdient hätte, wie es sie gefördert haben würde. Eben so wenig macht er Seraphine zu einer jener Frauen, die vor lauter Genialität sich über die menschliche Bestimmung des Weibes hinwegsetzen. Sie strebt nach dieser Bestimmung als nach einem Glück und opfert sich ihr als einer Pflicht.

Aus allem diesen wird der Leser erkennen, daß er in Seraphine nichts weniger als ein Gegenstück zu Wally suchen dürfe. Wenn Seraphine auch viel zu edel, viel zu geprüft und in sich viel zu gebildet ist, um an Wally zu erinnern, so ist dagegen auch der Dichter viel zu gebildet geworden, um mit einem Roman, statt zu lehren, erbauen oder Erbauung zerstören zu wollen. Es wird ihm nichts wünschenswerther erscheinen, als daß sich Wesen, wie Seraphine, in die Religion flüchten und dasjenige in Demuth ertragen und abwarten lernen, was das Schicksal ihnen auferlegt oder versagt. Aber so wohl ist es Seraphine'n nicht geworden; hätte sie Gott mehr gefunden, hätte sie des Dichters weniger bedurft. —

Hiermit hätten wir vielleicht genug gesagt, um dem Herrn Verfasser zu zeigen, mit welchem Interesse wir seinen Roman gelesen haben. Aber die schuldige Rücksicht auf den Leser, der diese Bemerkungen hätte lesen mögen, verlangt, daß wir noch näher in den Roman eingehen.

Er zerfällt in fünf Bücher. Im ersten zeichnet der Dichter Seraphine deutlich genug, aber nicht so deutlich, daß wir ihm schon in die Karten sehen, schon aus dem Anfang auf's Ende schließen könnten, und also unser Interesse entweder sogleich abgestumpft oder, wie es schlechte Romanschreiber mit ihren Lesern halten, auf Kosten des Urtheils überspannt und überreizt würde. Vielmehr ist dieß erste Stück aus Seraphine'ns Leben dem Gestern oder Heute gleich, welches wir Alle erleben, aber über dessen Folgen, wie wichtig oder wie unwichtig es uns auch erscheine, wir nicht urtheilen können, weil wir nicht wissen, was hinzutreten und es so oder anders gestalten werde. —

Seraphine greift nach dem rechten Mittel, sie sucht im Leben Ersatz für's Leben; wo sie keinen Schutz gefunden hatte, da hofft sie auf Rettung. Die Mutter ärgert sich, daß Seraphine ihre Lage, und also den Willen ihrer Mutter, zu verbessern strebt, aber sie lacht dieses Strebens, denn Seraphine geräth an einen jungen veränderlichen Menschen, mit dem sie sich verlobt. Sie will das Ufer halten und greift nach einem Ast, nach einem Stamm, der selbst keine Wurzeln im Ufer hat. Arthur ist ein junger Student, mitten in der Gährung jugendlichen Ahnens und Strebens begriffen, leidenschaftlich nach der höchsten Bildung strebend und daher der wahren Entwickelung vorauseilend, wahr-

scheinlich, um sie später so viel mühsamer nachzuholen. Was läßt sich für Seraphine von einem Menschen hoffen, der das Leben nicht kennt und eine viel zu hohe Meinung von sich hat, um es zu schätzen, von einem Menschen, der mit jugendlichem Egoismus und Enthusiasmus sich selbst und seine Einbildungen an die Stelle des Lebens setzt? Sein Verhältniß zu Seraphine geht er aus jugendlichem Leichtsinn ein, der hierbei in Seraphine'ns zu entschuldigender Hast eine Entschuldigung findet. Wie locker muß dem Leser dieß Band erscheinen? Ein geprüfter Mann hätte aus Seraphine eine vollendete Weiblichkeit geschaffen, aber Arthur weiß weder Seraphine'ns Vorzüge zu schätzen, noch ihre Mängel zu erklären und zu ertragen. Also ist er ein neuer Plagegeist oder ein Plagegeist mehr für das arme Mädchen. Sie verliert selbst, was ihr nicht einmal die Stiefmutter hatte rauben können: Selbstvertrauen und Hoffnung auf's Leben; Arthur läßt dieser nicht einmal Zeit, eine Saat in Seraphine'ns Herzen zurückzulassen, denn Seraphine hat sogleich zu bemerken, daß Arthur sie nur besucht, um ihre Schwester Auguste zu sehen, in die er sich verliebt. Seraphine zeigt sich allein edeldenkend und edelhandelnd, weil sie und obgleich sie die allein Liebende ist. Zu ihrer ferneren Handlungsweise haben wir den Schlüssel, und unserer Theilnahme ist sie gewiß, wie ihre ferneren Schicksale auch sein mögen.

Seraphine kam jetzt als Gesellschafterin in ein vornehmes Haus. Die Wunde, die sie mit sich nahm, war die Liebe zu Arthur, oder durch sie waren ihre alten Wunden nur tiefer gefurcht. In ihrem neuen Verhältniß giebt sie den Bewerbnngen eines schlanken,

schöngewachsenen Bedienten (des Jägers) der eine glühende Neigung auf sie geworfen hat, Gehör, aber nur, um dem Wankelmuth Arthur's, wie sie glaubt, ein Ende zu machen. Als aber Arthur seine volle Zustimmnng zu ihrem verstellten, und dennoch gefaßten, Entschluß giebt, ist sie ihrer selbst nicht mächtig.

Wäre Philipp mit seiner treuen Neigung Seraphine'n gleich anfangs, statt Arthur's, entgegengekommen, sie würden einander glücklich gemacht haben. Aber jetzt war Seraphine nicht mehr natürlich. Nicht, daß sie Philipp zurückgestoßen hätte, so entfremdet war sie weder dem Leben, noch ihrer Stellung zum Leben, aber sie will dem Himmel zu Hülfe kommen, in diesem Sinne ein gutes Werk thun oder ihrem Stolze schmeicheln. Philipp, der katholisch ist, soll protestantisch werden, dann will sie ihm ihre Hand geben. Als er es thut, und sie dann vor'm Altar ihre Zusage bestätigen soll, läuft sie wie besessen aus der Kirche. „Ihr Gefühl hatte sie übermannt." So steht sie zwischen dieser Welt und einer Welt, die nicht Erde, nicht Himmel ist, in der Mitte. Was wird sie in dieser Welt, an welche sie durch Philipp's Treue und ihr Versprechen, so wie durch menschliches Bedürfniß, gefesselt ist, für sich noch finden, für Andere noch sein? wie wird die Welt ihres Innern sie noch umherschleudern, ehe sie dieser Welt ihre Schuld abträgt und sich da zum Opfer darbringt, wo sie sich des Lohnes verlustig gemacht hat!?

Philipp verschwindet jetzt nicht mehr aus der Geschichte, er hat ein Recht an Seraphine, das diese anerkennt, wenn sie auch zögert ihre Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Je mehr Philipp durch seine Leidenschaft und

Treue in ein unruhiges und gefährliches Leben verstrickt wird, je tiefer er allmählig sinkt, desto klarer wird uns das Loos, welches Seraphine'n fallen wird.

Doch wir greifen dem Dichter gar sehr vor; er ist nicht sobald fertig, er hat bei weitem solche Eile nicht, er will, wie die Widmung es ausdrückt, dem Leser „die Motive und Contraste nicht gleich wie Sporen in die Weichen ritzen."

Seraphine wird nach jener Katastrophe in ihr nahes älterliches Haus gebracht und kann nirgends weniger als hier in einer Sache recht bekommen, worin sie unrecht hatte, oder Mitleid erwarten, wo sie dessen am bedürftigsten war. Aber Edmund, der Sohn aus eben dem vornehmen Hause, in welchem Seraphine gewesen ist, wendet ihr seine ganze Theilnahme zu, denn auch er lebt in einer Gefühlsschwärmerei, und diese saugt Nahrung aus Seraphine'ns heroischem Benehmen. Indessen, was bei Seraphine eine Ursprünglichkeit hatte, war bei Edmund zufällig, seine Stimmung war nur eine vorübergehende Laune und hatte weder einen besondern Zusammenhang mit seinem Leben, noch großen Einfluß auf dieses, vielmehr war Edmund, zwar ohne Bosheit, aber auch ohne Charakter. Gutmüthiger als Arthur, gab er sich der Liebe zu Seraphine inniger hin und betrieb das Verhältniß ernsthafter, weil er den Ernst weniger kannte. Seraphine war für Edmund ein gutgemeintes Spiel, dessen er für sein verzogenes Herz zu bedürfen glaubte, und worin er sich und die Seinigen ihn um so eher gehen ließen, je schwächer sie waren und je weniger sie von Seraphine'n zu befürchten hatten. Mit dieser verhielt es sich dagegen so: Haben die Erinnerungen an Arthur oder vielmehr Arthur's lieb-

loses Hofmeistern und Auszanken sie scheu und an sich irre gemacht, so will sie das, was sie an Arthur verschuldet zu haben glaubt, was aber Arthur an ihr verschuldet hat, bei Edmund vermeiden. Die gemachten Erfahrungen sollen ihr bei diesem zu gute kommen. So verknüpft sie mit ihrer Eigenthümlichkeit die Zurückhaltung Arthur's, und daraus entsteht ein Widerspruch zwischen ihrem Innern und Aeußern, den Edmund um so weniger lösen kann, als ihm das wahre Mittel, Seraphine'n Vertrauen zu ihm und zu sich einzuflößen, fehlt, nämlich wahre Liebe. Daher ist Seraphine während ihrer Liebe zu Edmund weniger von diesem und ihrer Liebe zu ihm, als von ihrem eignen Schicksal erfüllt, und Edmund dient ihr nicht weniger zum Spielzeuge, als sie ihm. Wenigstens entschlüpft sie seinen Händen noch eher, als er ihrer gänzlich müde ist. So ist denn Edmund nichts als ein Uebergang, so wie Arthur die Vorbereitung war. Der Dichter hat eine schickliche Gelegenheit, uns Seraphine'ns Seelenstimmung und frische Originalität, wie sie aus den ersten und heftigsten Stürmen ihres Lebens entspringen, zu schildern. Wir sehen, daß es zu einem neuen Leben für sie nur eines Andern als Edmund's bedurft hätte. —

Wenn mir jetzt noch etwas über den ganzen Roman zu sagen übrig wäre, so möchte ich das am liebsten in folgendem Gespräche mit dem Leser zusammenfassen. —

Der Leser. Ist dieß alles, was Sie über die Seraphine zu sagen haben? Ihre Beurtheilung ist zu Ende?

Ich. Scheint sie Ihnen noch einen andern Mangel zu haben, als ihre Mängel?

Der Leser. Freilich scheint sie mir das. Ist Alles im Roman des Herrn Gutzkow so tadelfrei? oder sind Sie nur so eigennützig, das Löbliche dem Leser vor dem Munde wegzunehmen und für ihn nur das Tadelhafte zurückzulassen?

Ich. Auch des Löblichen bleibt zurück, und selbst so weit wir gekommen sind, habe ich nicht Alles gelobt. Edmund und Arthur habe ich mit Herrn Gutzkow um die Wette getadelt.

Der Leser. Als wenn das nicht ein Lob mehr wäre!

Ich. Herr Gutzkow schreibt mittheilsam statt mittheilend.

Der Leser. Gehen Sie weg!

Ich. Die „Scene in den Hollunderhecken S. 34 ist, hoff' ich, nichts Böses, um so eher sollte sie fehlen. — Arthur sagt S. 22: „Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufstechen und das Gras faserweise ausrupfen, was über mein grausames Gedächtniß gewachsen ist." Das ist in meinen Augen eine undichterische Redensart. Gras mag über unsere Dummheiten, über der Menschen Lieblosigkeiten wachsen, aber über die schönsten und heiligsten Empfindungen wächs't nur bei denen Gras, die sie nie kannten. — Ein unedler Ausdruck ist es auch, wenn Edmund S. 114 sagt: „das zarte, weiche Fleisch meiner Liebe ohne die deckende Haut."

Der Leser. Hören Sie auf von diesen Kleinigkeiten, die Hr. Gutzkow bei einer zweiten Auflage ändern oder in seinem nächsten Werke meiden wird.

Ich. Nun, das wird er auch das Uebrige, was mir in der zweiten Hälfte des Werks weniger gefallen hat.

Der Leser. Nun, weiter waren Sie noch nicht gekommen, das sind Sie uns also noch schuldig.

Ich. Und bleibe es Ihnen schuldig. Es ist durchaus nicht etwas für Hrn. Menzel. Bald sind es Uebertreibungen: Der Verfasser verläßt den objectiven Boden seiner Geschichte, um uns mit Gebilden seiner Phantasie zu unterhalten, aber indem er sie in die Wirklichkeit ausbreitet, werden sie unnatürlich und fratzenhaft. Oder man glaubt in die Epigonen des Herrn Immermann versetzt zu werden: Dann sind es Dinge, die von außen herbeigeschleppt sind und eben so wenig zur Sache gehören.

Noch habe ich zu bemerken vergessen, und damit empfehle ich mich Ihnen, daß doch Edmund's Verlobung mit Seraphine und die leichte Einwilligung seiner vornehmen Familie zu einer Verbindung mit ihr unter den gegebenen Verhältnissen für die Illusion gar zu störend sind.

Geschrieben Anfang Febr. 1838.

N. S. Die Erscheinung der Seraphine nach der Abfassung des ersten Artikels dieser Abhandlung hat dieser in dem zweiten Artikel eine ganz andere Wendung und einen ganz andern Schluß gegeben, als in des Verfassers Absicht lagen. Aus dieser Ursache hat er keinen Grund, den obigen Aufsatz für unvollendet zu halten, obgleich er in dem zweiten Artikel nicht auf Hrn. Mundt zurückgekommen ist. Ist doch die Verwandtschaft beider, des Herrn Gutzkow und des Herrn Mundt, sowohl der Wirklichkeit, als der öffentlichen Meinung nach, groß genug, daß einer von ihnen den andern ergänzen

kann. Ich hätte im zweiten Artikel auch bei'm besten Willen kein ganzes Werk des Herrn Mundt so günstig oder so milde beurtheilen können, wie die Seraphine von Gutzkow. Dagegen würde es mir bei Herrn Gutzkow schwerer geworden sein, als bei Herrn Mundt, einzelne günstige Seiten an seinen sämmtlichen Schriften nachzuweisen. Ich halte es daher für recht und gut, von Herrn Gutzkow nicht ungünstiger, als von Herrn Mundt, und von diesem dagegen so günstig, wie von jenem zu urtheilen.

Möchte nur der geneigte Leser meine Absicht im zweiten Artikel nicht verkennen! Der erste macht mir weniger Sorge. Denn ungünstig beurtheilt zu werden, haben die beiden Herrn hinlänglich verdient, und selbst in dieser Hinsicht ist ihnen ihr Recht selten widerfahren, da ihren Gegnern entweder die Fähigkeit, oder der gute Wille, oder beides fehlte, um sie mit Gründen anzugreifen. Aber ein günstiges Urtheil ist zu sehr erst jetzt verdient, als daß man wissen könnte, ob es lange verdient bleiben werde, oder ob es nur einer Oase gleiche, die Wüste vor sich, wie hinter sich habe.

Ich hoffe, wenn man bedenkt, daß der zweite Artikel sogleich oder bald nach Erscheinen der Seraphine geschrieben wurde und damals gedruckt werden sollte, daß man dann keinen Anstoß an der Art und Weise nehmen könne, wie ich, ohne unwahr zu sein, nicht nur die Schrift von ihrer günstigsten Seite aufgefaßt und dargelegt, sondern auch ihrem Verfasser das Wort geredet habe. Ich halte dieß Verfahren für human, und scheue mich um so weniger, dieß Wort hier von mir selbst zu gebrauchen, als es nicht meine Gewohnheit ist, damit um mich zu werfen. Das Wort Hu-

manität als Schiboleth, wie jetzt oft, gebraucht, ist mindestens eine Thorheit, ausgeübt aber ist sie mir so viel und mehr als Moses und die Propheten.

Im Mai 1838.

Probe unredlicher Kritik in Gersdorf's Repertorium.

In dem „Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1840 von Dr. E. G. Gersdorf, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig", stand im zweiten Novemberheft eine Recension meiner Schrift über Strauß' Berufung nach Zürich *), die ich hier nicht sowohl widerlegen, als das Publikum erst recht damit bekannt machen will.

Der anonyme Recensent beginnt, wie folgt: „Herr Boden sagt in der vom Sept. 1840 datirten Vorrede S. VII: „„Zweierlei dürfte dieser Schrift einen kleinen Werth geben, erstlich, daß die in ihr vorgetragene Geschichte noch keinen Bearbeiter gefunden hatte, den sie doch verdiente"" u. s. w. Mit welchem Rechte, und ob aus Unkenntniß des Vorhandenen er dieß sage, wissen wir nicht, da ja z. B. in der erschienenen Schrift „Des Zürcher Volkes Kampf und Sieg, Zürich 1839" (Vgl. Repert. Bd. XXV, No. 1287) eine Bearbeitung vorliegt, welche wenigstens in den letzten Partien, in

---

*) Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich. Ein Beitrag zur Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse, so wie zur Beurtheilung des Dr. Strauß nach seiner Lehre und Bedeutung für unsere Zeit. Von Aug. Boden. Frankfurt, bei Sauerländer. 1841.

Erzählung der Gewaltschritte, welche der Lebensfrage zu schneller Entscheidung verhalfen, ungleich vollständiger ist, als die seinige. Obgleich" u. s. w.

Dem äußern Umfange nach ist meine Schrift größer, als die vom Recensenten angeführte. Ich verspreche und gebe eine „Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich", meine Schrift geht also nur vom 26. Januar, als dem Tage der Berufung, bis zum 19. März 1839, als dem Tage der Pensionirung des Dr. Strauß, während die vom Rec. angeführte Schrift *) bis zum Umsturze der radicalen Regierung durch die Septemberrevolution fortgeht und den von mir behandelten Gegenstand ziemlich kurz abmacht. Die „Erzählung der Gewaltschritte, welche der Lebensfrage zu schneller Entscheidung verhalfen", d. h. der Septemberrevolution und ihrer Folge, gehörte also — wie der Rec. gewiß sehr gut wußte — gar nicht in meine Schrift.

Der Rec. fährt fort: „Obgleich eine bestimmte Ansicht des Factums in seiner Schrift sich kund giebt, nämlich eine entschiedene Mißbilligung der Berufung Straußens, so wollte er in derselben doch auch „„den nöthigen Stoff zu dem entgegengesetzten **) Urtheile liefern."" Daher ist es gekommen, daß der größte Theil derselben aus wörtlichen Anführungen pro et contra besteht, welche der Vf. aus allen öffentlichen und pri-

---

*) Ihr vollständiger Titel ist: Des Zürchervolks Kampf und Sieg für seinen Christenglauben. Februar bis September des Jahres 1839. Zürich, bei Friedrich Schulthes. 1839.

**) So der Rec.; in meinem Buche steht, Vorrede, S. VII: entgegengesetztesten.

vaten *) Organen der in diesem Kampfe streitenden Parteien entlehnt, und daß außer den in den Text verflochtenen Anführungen auch noch unter den Text eine große Menge derselben gesetzt worden ist."

Es war grade meine Absicht, etwas zu geben, das Jeden überzeugen könnte, darum kündigte ich die Geschichte der Berufung des Dr. Strauß nach Zürich auf dem Titel als „einen Beitrag zur Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse" an, darum bemerkte ich noch S. 114, „daß ich auf den Dank der Leser hoffte, wenn ich so oft als möglich mit den Worten der Zeitgenossen erzählte." Denn nirgends hatte sich die Straußische Partei — und eine solche giebt es nicht weniger in Deutschland, als in der Schweiz — nirgends hatte sie sich offner gezeigt, als in dem Zürcher Handel und demgemäß, da sie den Sieg schon in Händen zu haben glaubte und nahe daran war, aus Zürich ein modernes wiedertäuferisches Münster zu machen, sich die größten Blößen gegeben.

Wahrlich, die zuletzt angeführten Worte des Recensenten sind, ich erkenne es an, aus der Feder keines unraffinirten Kopfes geflossen. Er wußte eben so gut, was er mit seiner Recension wollte, als ich gewußt hatte, was ich mit meinem Buche wollte. Ich wollte durch die strengste Wahrheit und Unparteilichkeit überzeugen, und er macht aus meiner hoffentlich nicht zusammenhanglos und unklar geschriebenen Schrift ein chaotisches Durcheinander widerstreitender Berichte.

---

*) Vielleicht will der Recensent sagen: officiellen und privaten Organen, denn ich habe keine andere, als öffentliche Organe benutzt.

Der Rec. fährt da, wo ich abgebrochen habe, fort: „Von diesen letztern (Anführungen) gesteht der Verf. naiv genug: „„es seien sehr wenige der Art, daß der Text ohne sie nicht verstanden werden könnte.““

Ich hatte aber, Vorrede S. VIII, gesagt: „Was die vielen Anmerkungen in dieser Schrift betrifft, so werden sie dem einen und andern Leser vielleicht eine angenehme Zugabe sein, doch sind sehr wenige der Art, daß der Text ohne sie nicht verstanden werden könnte und ganz wenige der Art, daß sie in dem Texte hätten Platz finden können.“ Ich dächte, dieß sei eine ganz verständige Regel, wie Text und Noten sich zu einander verhalten müssen. Der Text soll dem Leser ohne die Noten verständlich und diese sollen eine Zugabe sein, die man nach Belieben und besonderm Bedürfniß bei Seite läßt oder nicht.

Dieß sind die einzigen Fälle, in denen Rec. sich auf Einzelnes einläßt. Das Uebrige seiner Beurtheilung ist fortlaufender, wegwerfender Tadel, der behauptet, aber nicht bewiesen wird. Nur ganz am Ende sagt er, als wolle er neben dem streng gerechten, auch den billigen Beurtheiler zeigen, er lasse „dem Sammlerfleiße des Verf. die volle Gerechtigkeit widerfahren“, und einmal entschlüpft ihm im Vorbeigehen sogar die unüberlegte Aeußerung: „so aufmerksam der Verf. auch allen Vorgängen gefolgt ist.“ Sich selbst rühmt der Rec. einer „anderswoher erlangten ziemlich genauen Kenntniß der Thatsachen“, an welcher ich wirklich auch nicht zweifle.

Ich erkenne an und wiederhole, daß die Recension aus der Feder keines unraffinirten Kopfes geflossen ist.

Ich wünschte mich zu irren, aber ich muß annehmen, daß sie mit vieler Klugheit darauf angelegt war, den Stoß zu pariren, den nach des Recensenten Dafürhalten meine Schrift der Straußischen Sache, deren eifriger Gönner er demnach ist, beizubringen drohte. Darin bestärken mich außer den oben aufgedeckten Fälschungen, womit er seinen Schlachtplan eröffnet, auch die zwei Umstände: 1) daß er statt meines, wie mangelhaft es immer sei, doch mit Fleiß und Sorgfalt gearbeiteten Buches eine andere, flüchtig compilirte Schrift empfiehlt, die zwar durchaus gegen Strauß ist, diesem aber nicht gefährlich werden konnte, und 2) daß er seine Recension meiner Schrift so schnell auf diese folgen ließ, und zwar in einer sehr verbreiteten Zeitschrift. Nun schreckte er nicht nur das Publikum ab, meine Schrift zu lesen, sondern bestimmte auch andere Beurtheiler, das Werk eines ganz unbekannten Autors bei Seite zu legen oder keiner nähern Kenntnißnahme zu würdigen; denn hatte jener nicht seinen Tadel mit den gründlichsten Erweisen meiner „Unkenntniß" und „naiven" Einfältigkeit eröffnet? Auch stieß ich erst im Mai 1841 auf die zweite Recension meines Buchs (in der Literarischen Zeitung v. 12. Mai 1841). Dieser Recensent ist mir nach Person und Namen eben so unbekannt, wie der erste. Er hatte sich von diesem, falls er ihn kannte, nicht hintergehen lassen, wenigstens ist sein Urtheil dem des erstern grade entgegengesetzt. Er schließt damit, mein Buch „für Leser jeder Gesinnung brauchbar" zu nennen, und ein noch späterer Recensent sagt: „es verdiene eine Stelle in jeder theologischen Bibliothek" (Theol. Lit.-Blatt zur Allg. K.-Z. 1842. Nr. 32).

Wie also das Verfahren des Rec. in Hrn. Gersdorf's Rep. bezeichnet werden müsse, ergibt sich von selbst. Der Mann mag nun hinter dem Schilde der Anonymität und mit Hülfe des Oberbibliothekars Gersdorf oder irgend eines andern sich zu Buchhändlerspekulationen hergebenden Gelehrten sein unehrliches Handwerk fortsetzen!

Dem Oberbibliothekar Gersdorf hatte ich in einem frankirten Briefe eine Entgegnung zugesandt, ich hatte ihn gebeten, diese im Repertorium abdrucken zu lassen und ihm zugleich mit Artigkeit gesagt, daß ich mir recht wohl erkläre, wie der Redacteur eines kritischen Blattes nicht für jede Recension einstehen könne u. s. w. Herr Gersdorf hat weder meine Entgegnung aufgenommen, noch mir geschrieben, warum nicht.

Ueber die Emancipation der Juden.

***Grundsätze des orthodoxen Judenthums mit Beziehung auf des Herrn Dr. Salomon Sendschreiben, von Neuem freimüthig beleuchtet von Ant. Theod. Hartmann. Rostock, 1835.**

(1835 u. 1837, gedruckt 1838.)

Herr Hartmann hatte, wie wir aus dieser Schrift ersehen (Vergl. S. 4—9), durch die Richtung seiner Studien und durch den Gebrauch, welchen er von seiner Gelehrsamkeit machte, um eine menschliche Theilnahme an dem Wohlergehen der Juden an den Tag zu legen, bei diesen vielfältiges Vertrauen erregt, und es war wahrscheinlich so wenig seine Schuld, als man es von jenen, bei dem Schicksal, welches auf ihnen lastet, auffallend finden kann, daß sie von Herrn Hartmann mehr erwarteten, als in seiner Ueberzeugung lag. Wenigstens ergab sich, wie wir hier erfahren, aus einigen Recensionen, welche Herr Hartmann in die Leipziger Literaturzeitung von 1834 und 1835 schrieb, und ganz besonders aus einem Aufsatz in Alex. Müller's Archiv für die neueste Gesetzgebung der Deutschen Staaten (Bd. V., Heft 1 und 2, und Bd. VI., Heft 1), so

wie aus seiner Schrift: Joh. Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner, 1834, daß er nicht zu den entschiedensten Gönnern der Emancipation gehörte.

Dem Recensenten nun scheint die Emancipation der Juden keine Frage der Gelehrsamkeit, sondern der Gerechtigkeit und gesunden Vernunft zu sein. Man sollte den Unterdrückten die Vergangenheit um so weniger zum Vorwurfe machen, als man selbst sich ihrer wahrlich nicht zu rühmen hat, man sollte bei der vorliegenden Frage, der Befreiung der Juden, in die Zukunft blicken; „wenn wir Gesetze geben", sagt Plato, „so geben wir sie für die Zukunft, weil wir glauben, daß sie hier von Nutzen sein werden." Ich begreife daher nicht, wie man einen Streit, über welchen die Philosophie (man gestatte mir den freieren Gebrauch dieses Wortes) allein entscheiden muß, in ein ganz anderes Gebiet hinüberspielen oder Eisenmenger zum Schiedsrichter der Jüdischen Emancipation erheben kann. Auch Herr Hartmann hat seine „talmudisch-rabbinischen Studien" (S. 3.) gewiß nicht getrieben, um eine Waffe zu haben, womit er den Juden wehe thun könne. Er erklärt noch jetzt, nachdem er sehr gereizt worden ist, S. 4: „daß es seiner ganzen Denkart zuwider sei, den Juden die Hoffnung zum (auf) vollständigen Genuß einer staatsbürgerlichen Gleichstellung trüben zu wollen." Um so mehr hätte sich Herr Salomon (und mit ihm Herr Rießer, vergl. S. 2) darin versehen, daß er „den vermeinten Judenfeind Hartmann" (S. 1) wegen seiner neuesten Aeßerungen mit Bitterkeit angegriffen hat (Vergl. S. 11 u. ff.); denn der Unterdrückte soll auch eine halbe Gunst nicht verscherzen, aber eine halbe Gunst ist so precair,

daß sie nicht viel Pochen vertragen kann; und wie manche halbe Gunst muß dazu mitwirken, daß man eine ganze Gunst erlange, wie mancher kalte Höfling muß gewonnen werden, ehe man bis zum Herzen des Fürsten dringt! Aber die Herren Salomon und Rießer verschmähen so etwas; wenn sie auch zu einer unterdrückten Menschenklasse gehören, so sind sie gleichwohl stolz genug, um dasjenige nicht als eine Gnade erbetteln zu wolleu, was sie als ein Recht fordern zu können glauben. Demnach ständen sie auf dem Standpunkte, welchen wir als den einzig richtigen bezeichnet haben, und hätten sich also zu Eisenmenger's und Hartmann's Gegnern aufgeworfen, weil man ihrer Sache an einem Orte Hindernisse entgegenstellte, wo ihr keine entgegengestellt werden sollten.

Recensent kann zwischen Herrn Hartmann und seinem Gegner um so weniger entscheiden, als ihm das Sendschreiben des Herrn Salomou abgeht; er erlaubt sich nur einige Bemerkungen, die zum Gelingen des Besseren und zur Versöhnung der Parteien beitragen möchten.

Wenn nämlich oben gesagt wurde, daß die Frage der Jüdischen Emancipation von der Philosophie entschieden werden müsse, so sollte damit nicht gesagt werden, daß nur einzelne aufgeklärte Köpfe darüber entscheiden könnten, denn so würden die Juden nie emancipirt werden, und es versteht sich, daß zu allen Zeiten einzelne aufgeklärte Köpfe den Druck der Juden und die Ursachen des Drucks beklagt haben, sondern ich wollte damit sagen, daß die Emancipation der Juden nur zu einer Zeit erfolgen könne, wo man in gewissen, d. h. in den dazu nöthigen, Punkten aufgeklärt genug sei,

um eine solche Unterdrückung abscheulich zu finden. Ist nun unsere Zeit eine solche — und sie ist eine solche, behaupte ich gegen Hrn. Hartmann, siehe dessen Schrift, S. 13 — so glaube ich auch, daß die Emancipation gelinge werde. Die Juden waren vielleicht viel früher reif, emancipirt zu werden, als man dieses einzusehen angefangen hat, und die Christen waren entweder zu gut oder zu schlecht, um von den Juden verdorben zu werden, oder vielmehr: ihre Güte mußten sie durch ihre Gerechtigkeit an den Tag legen, und mit der Ungerechtigkeit entsagten sie einem Mangel. Jetzt zählt die Emancipation der Juden Freunde unter allen Ständen, ihre Feinde stehen nicht mehr in einem Haufen, sie zerstreuen sich, während ihre Freunde sich zusammenrotten. Unter unsern orthodoxen Geistlichen kann sie Gönner haben, wie sie unter den Rationalisten Gegner hat; denn die Frage ist keine religiöse mehr, und die Liebe kann das Vorurtheil durchbrechen. Das bezeugt uns eins der Hauptorgane derjenigen Denkart, welche nach **Dr.** Bretschneider „in vielfachen Schattirungen herrschende Denkart der Zeit“ ist. Nämlich in Röhr's Krit. Pred.-Bibliothek (in einer Recension von **D.** Isaak, Levin Auerbach's Predigten) wird zwar noch auf dem Standpunkte des alten Vorurtheils mehreres mehr oder weniger Wahres über und gegen die Juden bemerkt, aber doch auch gesagt: der Jude solle nicht meinen, „daß wir Christen ihn jetzt noch darum haßten, weil er andere religiöse Ansichten habe, als wir.“

An diesem günstigen Stande der Sache hat gewiß der Rationalismus selbst nicht wenigen Antheil, obgleich man ihm jetzt für seine Verdienste dadurch dankt, daß man ihn, und nur zu oft, ohne zu wissen, warum,

verschreit. Er hat die Erfüllung der Sittenlehre für den wichtigsten und klarsten Theil des christlichen Glaubens erklärt und die Lehre des Evangeliums geltend gemacht: Liebet eure Feinde. Aber damit der Ruhm des Christenthums da, wo die Emancipation gelungen ist und gelingen wird, ungeschmälert bleibe, werden wir mit Eisenmenger und Herrn Hartmann (Vergl. diesen u. a. S. 83 ff.) dafür halten, daß der Talmud die Juden als Feinde ihrer Feinde darstelle. Lessing, wenn auch kein Rationalist oder wenn auch ein Rationalist, wie kein Rationalist, schrieb im Jahre 1750 seinen Aeltern: „So lange ich nicht sehe, daß eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben." S. dessen Leben 2c., herausgegeben von seinem Bruder, Theil 1, S. 100. — —

Diese Bemerkungen schrieb Recensent nieder, nachdem er den ersten flüchtigen Blick in die Hartmann'sche Schrift geworfen hatte. Nachdem er sich jetzt auch mit Einzelnem näher bekannt gemacht hat, fügt er noch Folgendes hinzu. Es scheint ihm auch noch jetzt, daß dieser Schrift keine Wichtigkeit in Bezug auf die Frage der Emancipation der Juden beigelegt werden dürfe. Wenn sie in „Grundsätzen des orthodoxen Judenthums" ein Hinderniß der „völligen bürgerlichen Gleichstellung mit christlichen Unterthanen" erblickt, so hätte der billige Herr Verfasser nicht vergessen sollen, daß jenen Grundsätzen andere und bessere unter den Juden entgegenstehen. Giebt es nicht eben so wohl gewisse Grundsätze des orthodoxen Christenthums, welche wir gerade des Gegentheils der gesunden Vernunft zeihen? und

müßten unsere sogenannten Mystiker deßhalb von den bürgerlichen Rechten ausgeschlossen werden, weil sie die Rationalisten von den kirchlichen ausschließen wollen? Ich halte es für ein Vorurtheil, wenn wir die Juden so tief unter uns sehen, wenigstens würden wir ihnen mit ihrer Emancipation ein Geschenk alles desjenigen machen, was sie in ihrem jetzigen Zustande nicht haben können. In der vorliegenden Schrift sehen wir, ungeachtet der gereizten Stimmung, worin sie geschrieben ist, daß ihr Verfasser keine blinden und eingefleischten Vorurtheile gegen die Juden hegt. Um so eher sollte sich Herr Hartmann mit seinem Gegner verständigt und nicht einen gereizten Angriff mit einer gereizten Antwort erwiedert haben.

Referent will nur zwei Punkte des Streites berühren, in welchen der „Rostock'sche Professor“ mit Herrn Salomon verwickelt ist. Der eine betrifft Eisenmenger's Entdecktes Judenthum. Herr Hartmann nimmt es, wie früher gegen seine jüdischen Gegner überhaupt, jetzt gegen die Verdammungsurtheile des Herrn Salomon in Schutz, aber so, daß er selbst ganz unparteiisch und auf das Allerentschiedenste erklärt, Eisenmenger's Entdecktes Judenthum habe sich mit Recht den Haß der Juden zugezogen, weil es durch seine parteiische und boshafte Benutzung des Talmud den unglücklichen Juden unsäglichen Schaden verursacht habe (S. 19 u. f.), wenn es übrigens nach seinem einseitigen Zwecke auch ganz gelungen zu nennen sei (S. 15). Ich kann um so weniger unterlassen, die eignen Worte des Herrn Verfassers herzusetzen, je mehr sie ihm gerade in seiner gegenwärtigen Schrift und Stimmung zur Ehre gereichen. Er sagt von dem Eisenmenger'schen Werke S.

19 u. f.: „Diese Auffassung des Judenthums in seiner feindlichen Stellung gegen das Christenthum, und hinsichtlich so vieler abgeschmackten Ausgeburten einer buchstäbelnden Auslegungsweise, hat neuen Hohn, Spott und Haß auf das leidende Volk der Juden gebracht und ist fast eine wandernde Rüstkammer geworden, aus der die christlichen Feinde ihre giftigen Geschosse unaufhörlich entlehnt haben. Diese Wirkungen eines tiefen Grolls hat Eisenmenger durch seine eigene Schuld in Ton und Einkleidung verstärkt. Ist er es nicht, der, so oft sich eine nur irgend scheinbare Gelegenheit darbietet, die plumpsten Ausfälle, die witzlosesten Scherze, die grimmigsten Schmähungen und Schimpfreden sich erlaubt? Ist er es nicht, der die bezielten Juden durch alle Schlupfwinkel, durch alle Vermummungen hindurch mit Eifer verfolgt, und, hat er sie endlich erhascht und fest umklammert, in einer beschämenden Gestalt hervorzieht und dem Hohngelächter der gaffenden Zuschauer Preis giebt?“

„Warum“, fährt der Herr Verfasser vortrefflich fort, „warum hat man nicht, die reine Wissenschaftlichkeit von jedem Privatinteresse streng scheidend, die gesammelten Beweisstellen als Erzeugnisse finsterer Jahrhunderte, die fast der Vergessenheit übergeben werden könnten, und als Wirkungen einer ehemaligen gefesselten Exegese, die nur noch in den Köpfen abergläubischer Finsterlinge spuke, betrachtet? Warum hat nicht ruhiges Nachdenken und das Licht der heutigen, so weit verbreiteten Aufklärung die Pfade bezeichnet und erleuchtet, die zur parteilosen Würdigung des Eisenmenger'schen Unternehmens, welches Staatsmänner nicht weiter zur Be-

drückung der Juden gebrauchen wollen! allein führen können?"

Wenn dem allen so ist, so kann zwar das Eisenmenger'sche Werk von Nutzen sein, wie Herr Hartmann auch S. 16 ff. zu beweisen sucht, aber hat ein Jude kein Recht, wie Herr Salomon auszurufen (S. 15): „Eisenmenger hat auf 1110 großen Quartseiten nur Ungereimtes, Schiefes und Schädliches mitgetheilt"? und kann man es ihm verdenken, wenn er das Eisenmenger'sche Werk ein dummes Werk nennt? Sagt nicht Herr Hartmann selbst, S. 16: „daß das Judenthum, aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet" (als dem Eisenmenger'schen) „und in seiner ganzen Tiefe und in seinem ganzen Umfange aufgefaßt, die köstlichsten Schätze bewahre?" und wenn er S. 44 gesteht, „daß er denjenigen, welche" (auf der andern Seite übertreibend) „ein reizendes Gebilde den christlichen Lesern als das wahre Bild des Talmud schmunzelnd unter die Augen zaubern, wegen eines solchen Gaukelspiels seine gerechte Verachtung zugewandt habe," wendet er sich dann nicht mit eben so vielem Rechte als Mensch von dem Eisenmenger'schen Werke ab, wenn er auch als Gelehrter unrecht daran thäte? Wenn Herr Salomon und Andere (Vergl. S. 31 und 32) z. B. läugnen, auch gegen die Wahrheit läugnen, daß sich in dem Wust des zwölf Foliobände füllenden Talmud hin und wieder die größte Feindseligkeit gegen die Christen ausspreche, was können sie damit anders sagen wollen, als daß die bittere Stimmung der Juden gegen die Christen (die ihnen doch wahrlich auch nicht so hoch anzurechnen ist!) mit der Emancipation von selbst aufhören werde und also kein Grund gegen diese sein könne? Hat nicht Herr

Hartmann selbst, wie er S. 3 anführt, schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß mit dem Haß der „Verfolger" (der Christen) auch der Haß der „Verfolgten" (der Juden) sich immer mehr verloren habe und „einem reineren Geiste bis auf kaum sichtbare Spuren allmählig gewichen sei?" Wenn nun den gelehrten Theologen, wie Herrn Hartmann, die „angestrengtesten talmudisch-rabbinischen Studien" (S. 3) so nothwendig sind, warum soll den Juden zum Schaden gereichen, was für sie von Nutzen ist? Ist es nicht eher milde und vortheilhaft, als mit Herrn Hartmann (Vergl. S. 31, 33, 35 ff.) hart und nachtheilig zu deuten, daß die Juden in späteren Ausgaben des Talmud die bitteren Stellen und Ausdrücke ausgemerzt haben? Wäre das auch nichts als ein Sieg der Klugheit über die Leidenschaft, so ginge doch daraus hervor, daß die letztere abgenommen hat. Die Juden sähen ein, daß, bei einem besseren Verhältnisse zu den Christen, mit dem Hasse der Christen gegen sie auch ihr Haß gegen die Christen wegfallen könne, und wir dürften darauf rechnen, daß dasjenige, was aus den Büchern verschwinde, auch aus den Herzen verschwinden werde!

Nun ist Recensent noch den zweiten Punkt schuldig, welchen er dem Leser aus dem Streite zwischen den Herren Hartmann und Salomon versprochen hat. Je mehr Herr Salomon nach der Versicherung seines Gegners hier unterlegen sein soll, desto mehr glaube ich mich seiner annehmen zu können. Herr Hartmann sagt S. 41, er sei „durch einige widrige Erscheinungen in dem Judenthum aus der Gegenwart in einer gereizten Stimmung gewesen." Er citirt seinen Aufsatz in dem angeführten Müller'schen Archive. Da wir dieses

nicht zur Hand haben, so wollen wir uns mit der gegenwärtigen Schrift behelfen.

Darnach bestehen diese „widrigen Erscheinungen“ vielleicht in den „verabscheuungswürdigen Auftritten“ in einigen Deutschen Städten in der neuesten Zeit, welche der Verfasser auf der 30sten Seite erwähnt, ferner „in den im vorigen Jahr in einem Preußischen Städtchen am Niederrhein von Christen gegen Juden verübten Gewaltthätigkeiten“ und in den „rohen Handlungen, die aufgeregte Christen in diesem Jahr durch Erbrechen und Zerschlagen in dem kleinen churhessischen Städtchen Windecken an jüdischen Häusern verübt haben.“

Kurz, Herr Hartmann war in einer gereizten Stimmung, und in einer gereizten Stimmung ist man nicht geneigt, einem Gegner Nachsicht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Herr Salomon könnte es daher eher, als Herr Hartmann (S. 41), ein „unglückseliges Verhängniß“ nennen, „welches diesem, da er in einer solchen Stimmung war, eine Stelle in einer Salomon'schen Predigtsammlung zuführte, die wörtlich also lautet“: „„Es gehört zu den gräßlichsten Abscheulichkeiten, wenn Großältern ihre zarten Enkel in den Schooß einer anderen Kirche legen, damit sie später dem Schooße fluchen, der sie geboren. Gott bewahre uns, auch nur Einen solchen unnatürlichen Alten in unserer Mitte zu haben!““

Was liegt aber in diesen Worten Beleidigendes gegen den gesunden Verstand oder gegen des Christen frommes Gefühl? Herr Hartmann gibt zu verstehen, daß Herr Salomon keine zu große Kluft befestige zwischen seiner und der christlichen Religion. Ist das nicht

genug? Soll er auch noch einwilligen, daß seine Kirche zum Besten unserer geschmälert werde? Und sollen wir selbst, als ehrliebende Christen, wünschen, daß es auf die Weise geschehe, welche Herr Salomon als Mensch wie als Jude mit Recht tadelt und verabscheut? Sollen wir wünschen, daß jüdische Großältern, welchen ihre Ueberzeugung nicht gestattet, zum Christenthum überzugehen, aus Zärtlichkeit und Schwäche ihre Enkel in der zarten Jugend in den Schooß unserer Kirche legen, weil sie überzeugt sind, daß diese Enkel, wenn sie erwachsen wären, eine andere und nach ihrer Meinung bessere Ueberzeugung haben und mit den leidenden Glaubensgenossen, zu welchen sie der Schöpfer gestellt hätte, ein Loos theilen würden?

Wo bleibt nun der Thriumph, dessen Herr Hartmann sich S. 42 gegen Herrn Salomon so zuversichtlich rühmt? Doch ich triumphire zu früh. Denn „leider muß nun Herr Hartmann fortfahren zu beichten, daß, als unser Hamburgischer Prediger deßwegen von dem verstorbenen Dr. Gehren in der Allg. Kirchenzeitung, 1830, Nr. 113, hart bedrängt ward, er in einen Schlupfwinkel flüchtete, den er nicht unglücklicher hätte wählen können. Vielleicht, rief er aus, habe ich an die Sunniten, Schiiten, Ismaeliten u. s. w. gedacht." „Hierauf," fährt Herr H. fort, „habe er den Herrn Dr. Salomon für einen Verrückten erklärt. Da derselbe jetzt aber selbst eingestehe, die christliche Kirche verstanden zu haben, so nenne er ihn einen Heuchler, der weder Vertrauen, noch Achtung verdiene" (S. 43). Durch diesen harten und ungerechten Schluß würde sich Herr Hartmann wohl schwerlich noch jetzt beleidigen, besonders, da Herr Salomon jene Worte ohne Zweifel

ironisch verstand, also nicht, als ob er selbst verrückt wäre, sondern es mit Verrückten zu thun hätte. Denn das verstand sich wohl von selbst, daß Herr Dr. Salomon in Hamburg unter der „andern“ Kirche die christliche verstand, und, falls noch jetzt solche Fälle vorkommen sollten, daß jüdische Großältern ihre (älternlosen) Enkel auf die angegebene Weise dem Christenthum übergäben, so fordere ich ihn auf, ganze Predigten dagegen zu halten. Ein jeder Christ, welcher die Ehre seiner Kirche liebt und der Wahrheit mehr vertraut, als dem Zwange und der Unterdrückung, wird es ihm Dank wissen.

Recensent bleibt hierbei noch stehen; er scheut sich um so weniger, in diesem Fall für den Herrn Salomon zu entscheiden, je treuer er demjenigen ist, was er als Christenthum erkannt hat.

Es hatte sich also in die Predigten des Herrn Salomon eine Stelle eingeschlichen, welche, wie wir hören, mißfiel. Was wird man aber sagen, wenn ich ihr selbst aus den Predigten eines Schleiermacher eine andere entgegensetze, welche, ich will nicht sagen, den Juden (denn was kümmern wir uns um deren Mißfallen?) sondern allen, wenn auch nur halb an Schleiermacher reichenden, Christen auch in der ruhigsten Stimmung mehr mißfallen muß, als jene Worte des Herrn Salomon dem Herrn Hartmann in gereizter Stimmung mißfallen haben? Die Worte Schleiermacher's finden sich in der Neujahrstagspredigt von 1833. Aus den Worten des Textes (Röm. XV. 1—3) hebe ich diese heraus: „Es stelle sich ein Jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung.“ Schleiermacher wirft die Frage auf, ob es nicht

genug sei, dem Nächsten zu dienen und ihn zu bessern? ob es auch noch nothwendig sei, ihm zugleich wohlzugefallen, „da selbst auch Christus nicht Allen wohlzugefallen vermochte zum Guten und zur Besserung, wie z. B. den Pharisäern und Schriftgelehrten“? Schleiermacher entscheidet, und in gewisser Beziehung mit großem Recht, „Christus stehe außer dem Kreise der Christen, und sein Beispiel könnten sie nicht anführen.“ Um so weniger hat er recht, wenn er fortfährt (und das sind die Worte, welche ich anführen wollte): „Ja! wenn wir es mit Menschen zu thun hätten, die außer unserer auf Christum gegründeten Gemeinschaft mit Gott ständen,“ (z. B. Juden und Heiden) „welche nicht wie wir das Heil suchten, das Christus gebracht hat, dann wollten wir auch nicht darnach trachten, gleich von vorn herein,“ (d. h. ohne viel Umstände) „wie wir ihnen wohlgefielen zum Guten und zur Besserung, sondern mit Hintenansetzung unser selbst“ (heißt das mit Hintenansetzung dessen, was wir uns selbst schuldig sind? unserer Pflicht?) „nur das Gute für sie suchen, gleichviel, wie sie uns dafür ansehen möchten.“ Da ich diese Worte ganz hergesetzt habe, so sehe ich, daß das Mit Hintenansetzung unser selbst seine Erklärung findet in den Worten: „Gleichviel, wie sie uns dafür ansehen möchten.“

Schleiermacher kann der Verblendung das Wort nicht reden, welche es für christlich hält, daß das Christenthum auch durch unchristliche Mittel verbreitet werde. Was er Mit Hintenansetzung unser selbst das Gute für sie (die Juden und Heiden) suchen nennt, würde Mit Hintenansetzung der Juden und Heiden das Gute für uns suchen bedeuten.

Damit aber der Leser noch sehe, daß unter den „Menschen, die außer unserer auf Christum gegründeten Gemeinschaft mit Gott stehen," Juden und Heiden auch wirklich zu verstehen seien, und damit er sich überzeuge, daß Schleiermacher wenigstens gegen keinen Christen der allergeringsten Intoleranz fähig gewesen sei, so verweise ich ihn auf die Predigt am Buß- und Bettage 1832, wo es u. a. heißt: „Mag es doch immer sein, daß auch in den heiligsten Angelegenheiten des Glaubens die Christen so weit auseinander gehen, sich so sehr gegenseitig abstoßen, daß sie nicht mehr eingehen können in irgend einen bedeutenden Austausch ihrer Gedanken, wenn wir nur sicher sind, daß sich auch die verschieden denkenden vereinigen können, wo es auf Beförderung des Evangeliums, in welcher Weise es auch sei, ankommt." *)

---

*) Zur Steuer der Wahrheit und um der großen Hochachtung willen, wovon ich gegen einen Mann von Schleiermacher's Geist, Gesinnung und dauernden Verdiensten durchdrungen bin, kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die in der obigen, der Hauptsache nach schon längst geschriebenen, Beurtheilung mitgetheilten Stellen, ihm nur in seinen, bekanntlich extemporirten, Predigten entschlüpft sind und sich auch hier durch andere berichtigen lassen.

Anm. von 1838.

***Einige Worte über „Lessing's Denkmal", an die Israeliten Deutschland's gerichtet von Dr. G. Rießer. (Der Ertrag ist zur Beisteuer für das Denkmal bestimmt.) Frankfurt a. M., 1838. 32 Seiten.**

(1838, gedruckt 1840.)

Daß Lessing nicht der letzte sein dürfe, dem in unserer Zeit ein Denkmal gesetzt werde, dieß ist ein so natürlicher Gedanke, daß Herr Rießer die Bereitwilligkeit seiner Glaubensgenossen, zu der Errichtung eines Denkmals für den edeln und großen Verfechter religiöser Duldung und Gewissensfreiheit beizutragen, voraussetzt. Daher beziehen sich auf die Errichtung und Förderung des Denkmals selbst, außer der auf dem obigen Titel befindlichen Bestimmung, nur die Schlußworte der kleinen Schrift: „In diesen Gesinnungen" (wie sie von Lessing, besonders in seinem Nathan, begründet sind) „wollen wir dankbar und ehrerbietig Steine herbeitragen zu dem Denkmale, das unser deutsches Vaterland seinem großen Sohne setzen wird." — Eine Nachschrift enthält die seit dem Frühjahr 1837 durch ganz Deutschland verbreitete Aufforderung des Braunschweiger Komité's. Der Herr Verfasser sagt: diese habe den Wunsch in ihm rege gemacht, für den edeln Zweck derselben in dem Kreise, auf welchen er sich vielleicht einigen Einfluß zutrauen dürfe, nach seinen Kräften zu wirken. Er selbst wünsche durch die oben genannte Schrift dem Denkmale eine Beisteuer zu gewinnen. Der gesammte Ertrag des Verkaufs könne dazu bestimmt werden, da eine humanen Zwecken gewidmete Gesellschaft Frankfurter Israeliten (deren Bestehen wir bei dieser Gelegen-

heit erfahren) die Druckkosten bestreite. — Das Schriftchen beschäftigt sich auf eine seinem Zwecke gemäße Weise mit dem Denkmale, welches Lessing sich selbst durch seine Verdienste gesetzt hat.

Der Herr Verfasser erwähnt nach einigen einleitenden Worten der Verdienste Lessing's zunächst im Allgemeinen, und spricht von dem Gefühle, welches bei ihrem Gedächtnisse besonders den deutschen Juden beseelen müsse. Er sagt unter Anderem: „Lessing's großes Herz umfaßte die Menschheit mit unerschöpflicher Liebe; sein fester Muth, seine unversiegende Geisteskraft waren jeden Augenblick bereit, gegen jedes Vorurtheil, gegen jede Lüge, gegen jeden ungerechten Haß in die Schranken zu treten; aber das größere Leid, der tiefer gewurzelte Haß gaben uns ein Vorrecht in seinem Herzen, einen näheren Anspruch auf seine Wirksamkeit, und manche seiner edelsten Gedanken waren dem in uns verkannten Rechte der Menschheit gewidmet. In einer Zeit, wo die Unterdrückung in der politischen Sphäre noch allgewaltig, wo noch kein Ring der tausendjährigen Fessel gelös't, wo noch kein dürftiger Strahl besserer Einsicht in das finstere Vorurtheil der Massen gedrungen war, da fanden Duldung, Menschenliebe, Versöhnung der Religionen ein herrliches Asyl in dem Zauberreiche der Lessing'schen Muse. Es war kein eitles Bild, das hier dem müßigen Ergötzen aufgestellt wurde; es war ihre Zukunft, ihr Ziel, ihr Ideal, das der Menschheit in dem Zauberspiegel der Dichtung vor die Augen geführt ward."

Es war dieß der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der sich in Deutschland theils durch edlere, theils durch ruhigere Männer Bahn brach, als in Frankreich.

Diesem Umstande und den übrigen gegebenen Verhältnissen der beiden Völker ist es zuzuschreiben, daß jener Geist sich in dem einen Lande so schnell in einer so schrecklichen als gefährlichen Revolution Luft machte, während er sich in Deutschland ruhiger auf das neunzehnte Jahrhundert vererbte und sich in den bedeutenden Geistern des letzteren in seinem Guten bestärkte und von seinen Uebertreibungen nachließ.

Herr Rießer fährt dann von jenem Zeitpunkte, in welchen Lessing's „Nathan" fiel, zu sprechen fort und stellt darauf eine Vergleichung an zwischen Lessing's und unserer Zeit, zwischen der Höhe, auf welcher Männer, wie Lessing und Moses Mendelssohn, „in dem reinen Aether des Gedankens, in den Ideen einer höheren Menschlichkeit" gelebt hätten, und zwischen „den Staubwolken, die sich in dem Kampfe, den wir mit der Wirklichkeit um dieselben Ideen führten, um uns wölbten." „Diejenigen", sagte er, „die nur zu gern die Tugend sowohl als den Fehler eines Juden zum Anlasse des Vorwurfs gegen alle übrigen benutzen, haben nicht versäumt, unserm Ungestüm und unserer Hitze, wie sie es nennen, jene Ruhe und Milde Mendelssohn's als eine Anklage vorzuhalten."

Der wackere Herr Verfasser thut sich selbst unrecht, indem er diese Anklage gelten läßt und sagt: „Solche Männer" (wie Lessing und Mendelssohn) „brachten zu wenig den bösen Willen in Anschlag, der die Belehrung zurückweis't, die gemeine Gewohnheit, an welcher die Macht der Ueberzeugung abprallt, die Gleichgültigkeit und Gesinnungslosigkeit, an welcher sie abgleitet. Daher die erhabene Ruhe, die leidenschaftslose Gewißheit des Sieges, der auf Erforschung und Darstellung der

Wahrheit allein gerichtete, um den Erfolg, um das Leben beinahe unbekümmerte Sinn, den wir an manchen großen Männern jener Zeit verehren, und denen gegenüber wir, die Kinder der Gegenwart, der heftigen Aufregung, die uns bewegt, uns manchmal zu schämen geneigt sind." — Um bei dem Kampfe um die Freiheit der Juden stehen zu bleiben, an welche der Verfasser in dieser Schrift zunächst denkt und zu denken hat, so hatte allerdings Lessing es nöthig, die Menschen damals durch weise Lehren dahin zu bringen, daß sie sich ihres Vorurtheils gegen die Juden schämten. Dadurch haben wir jetzt das Recht gewonnen, ihnen in's Gesicht zu sagen, daß sie sich dieses Vorurtheils schämen sollten, ihnen es zum Vorwurfe zu machen, wenn sie sich desselben nicht schämen. Schämen müßten wir uns dagegen, wenn wir nicht zu demjenigen den Muth hätten, was uns durch Männer, wie Lessing, leichter gemacht ist, ohne darum weniger ehrenhaft zu sein. Aber diejenigen, welche Männern, wie Herrn Rießer, ihren „Ungestüm" und ihre „Hitze" vorwerfen, thun ihnen darin um so mehr unrecht, als Moses Mendelssohn und Lessing nicht ruhiger und milder waren, als es ihnen ihr Gefühl zuließ. Von Lessing bedarf dieß wohl keines Beweises, nur von Moses Mendelssohn ist um der Anklage willen, die man aus seiner „Ruhe und Milde" gegen Männer, wie Rießer, ableitet, der Beweis der Mühe werth.

Man wird sich vorstellen können, daß der Herr Verfasser der Freundschaft zwischen Lessing und Moses Mendelssohn gedenkt. — „Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie es der meinigen sind," schrieb Lessing dem Letzteren 1756. Moses Mendelssohn schreibt unter Anderem 1757: „Ich habe bei mir beschlossen, wo

es nicht mit Lessing geschehen kann, mich sonst mit Niemandem in einen Streit über philosophische Materien einzulassen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht; und Ihre Zweifler und Freigeister sind vollends nicht auszustehen. Ich hatte mir einen ganz anderen Begriff von der Welt gemacht, als ich sie bloß aus den Büchern und aus dem Charakter eines Lessing kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat." u. s. w.

Näher und „hitziger" sprach sich Moses Mendelssohn bei einer früheren Gelegenheit aus. Zu den frühesten dramatischen Versuchen Lessing's gehört das Lustspiel, „die Juden," dessen auch in der vorliegenden Schrift Erwähnung geschieht. Ein Recensent der Lessing'schen „kleinen Schriften" (erschienen in den Jahren 1753 und 1754) in den Götting'schen „Anzeigen von gelehrten Sachen" hatte an dem edlen Charakter des Juden, welcher in dem Stücke die Hauptrolle spielt, einen ähnlichen Anstoß genommen, als man später an demselben Umstande in „Nathan dem Weisen" nahm. Joh. David Michaelis — denn der war der Recensent — sagt: „Der Endzweck dieses Lustspiels ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meistentheils begegnen. Aber uns ist das Vergnügen, so wir bei Lesung desselben reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden. —— Der unbekannte Reisende" (das ist der Jude) „ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwa seinem Nächsten Unrecht thun

und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu un- unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, der Lebensart und Erziehung der Juden, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsam selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen um so mehr, je mehr wir dem edeln und schönen Bilde Wahrheit und Dasein wünschten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beispiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte.“ u. s. w.

Lessing, dessen „kleine Schriften“ Michaelis sehr günstig beurtheilte, rückte in das erste Stück seiner „theatralischen Bibliothek“ (1754) eine Erwiderung auf jene Erinnerungen ein und theilte darin den „Brief eines Juden an einen Juden“ über die Michaelis’sche Recension jenes Lustspiels mit. Lessing sagt darüber in einem Schreiben an Michaelis: „Wenn einige anstößige Ausdrücke darin vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe, zu ändern *), so bitte ich Ew. ꝛc., beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Er ist wirklich ein Jude, ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat.“ u. s. w.

---

*) Sie sind von mir übergangen und gehen besonders auf die Theologen.

Der Brief war von Moses Mendelssohn an einen Doktor Gumperz. Darin heißt es nun unter Anderem: „Diese Gedanken" (des Recensenten) „machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande, alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung." u. s. w.

„In Wahrheit, mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkrit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können. — — Ist sein grausamer Richterspruch gegründet — welche Schande für das menschliche Geschlecht! ungegründet — welche Schande für ihn!"

„Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen."

„Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wenn ich ihn von dieser Seite betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie sein. Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stücks beiwohnen: der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bei sich denken,

haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind.“ u. s. w.

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blute besiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie, vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deßwegen aufhören, wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist“ (bezieht sich auf das Lustspiel), „das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen?“ u. s. w. (Das Letztere bezieht sich ebenfalls auf das Lustspiel.)

Da man in neuerer Zeit fast eben so oft, als der Zustand der Juden zur Sprache gekommen ist, die Vorwürfe des Recensenten in den Götting'schen „gelehrten Anzeigen“ wiederholt hat, so kann man es den Juden nicht verdenken, wenn sie jedesmal mit derselben Hitze und demselben Ungestüm, wie Moses Mendelssohn, darauf antworten; zumal wenn sie so jung, wie Moses Mendelssohn und Rießer, den Haß und die Unduldsamkeit bekämpften, welche ihre Glaubensgenossen treffen.

Referent hatte keine andere Absicht, als die Gedanken auszusprechen, welche die Rießer'sche Schrift in ihm, als Christen, erregt hat. Da ihm aber dazu der Raum fehlen würde, so wünscht er wenigstens dasjenige mitzutheilen, was ihm über das erwähnte Lessing'sche Lustspiel noch in den Sinn gekommen ist.

Vielleicht könnte von den jugendlichen dramatischen Arbeiten Lessing's wenigstens dieses Stück, „die Juden", wieder auf die Bühne gebracht werden. Bei dem Interesse, welches die Frage der Judenemancipation allgemein hat, würde nichts zeitgemäßer sein. Ist man in unsern Theatern jetzt schon zufrieden, wenn in manchem der neuern, beliebtesten Stücke die Verhältnisse des Lebens nur nicht noch mehr heruntergezogen werden, als sie im Leben schon heruntergekommen sind, wie viel mehr würde man sich der edlen Richtung freuen, die jenes Stück auszeichnet. Die Bevorzugung des Reisenden (des Juden) würde Viele erfreuen und Niemanden beleidigen; denn wenn der Jude in dem Lessing'schen Lustspiel bevorzugt ist, so sind die Juden dagegen darin so im Nachtheil, daß der heftige Judenfeind (falls es deren noch giebt), wenn er dieses Stück sähe, um so boshaftere Freude empfinden könnte. Denn eine andere Freude kann die Feindschaft doch nicht haben, als eine boshafte.

Ist aber, will ich fragen, der Jude in dem genannten Stück (welches der Leser kennt oder mit welchem sich bekannt zu machen, ich ihm überlassen muß) wirklich so bevorzugt?

Dieß führt uns darauf, zu fragen, ob Michaelis das Vorurtheil des Christen und Moses Mendelssohn der Schmerz und die Leidenschaft des Juden nicht in ihrem Urtheil gleich sehr irre geleitet habe. Was die Meinung des Ersteren betrifft, daß ein so edler Jude, wie ihn Lessing in seinem Lustspiel auftreten lasse, unter dieser Nation zwar nicht unmöglich, doch aber allzu unwahrscheinlich sei, so ist Moses Mendelssohn über eine solche

Meinung mit Recht empört, und sie könnte mit demselben Recht, d. h. Unrecht, Christo und seiner Dichtung vom barmherzigen Samariter im Sinne der damaligen Juden entgegengesetzt werden. Lessing begnügt sich, anzumerken, wodurch in dem Stück selbst die Denkweise und der Charakter des Juden motivirt seien.

Aber Michaelis hat in dem, was er sagte, auch gänzlich das Wesen der Poesie übersehen. Was würde die Poesie eine Wirklichkeit kümmern, in der es irgend einem Menschen unmöglich gemacht wäre, ein Gott wohlgefälliges Wesen zu werden, und was den Juden eine göttliche Gerechtigkeit, durch die ihm das göttliche Wohlgefallen unerreichbar bliebe? Aber wir können ruhig sein. Die poetische Gerechtigkeit der Menschen ist nicht daher entstanden, daß wir den Mangel der göttlichen Gerechtigkeit fühlten, sondern ihre Fülle ahnen. Das Christenthum, welches eine Wahrheit für alle Welt ist, für die Einen, um überzeugt zu sein, für die Andern, um sich überzeugen zu können, und welches daher für die, welche daran glauben, nicht mehr Trost hat, als für die, welche nicht daran glauben, sagt: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Dieser Ausspruch ist zum Schrecken der Christen jüdisch geworden, denn was heißt es anders, als: Wen der Herr züchtigt, den hat er auch lieb? Oder woher käme wohl sonst die eben so lächerliche, als gleichwohl mächtige Furcht vor dem Reichthume, endlich vor den Talenten und Geschicklichkeiten der Juden? Wenn nun gar die Furcht vor ihren Tugenden erst hinzukommt!

Doch ich wollte bloß behaupten, daß die Tugend vom Menschen allein abhange und deßhalb mehr als

irgend etwas ein Geschenk der Gottheit sei *). Halten wir schon Talent und Genie für eine Gabe der Natur, wie viel mehr sollten wir die Tugend für eine Gabe der Natur und ihres Meisters halten, welche nur deßhalb so geringgeschätzt, so mit Füßen getreten werde, weil sie allen so nahe gelegt sei.

Um jedoch auf den Vorwurf zurückzukommen, welchen Michaelis dem Hauptcharakter in dem Lessing'schen Lustspiel machte, so ist zu bemerken, daß, wenn Lessing den reisenden Juden auch als einen überhaupt guten Menschen auftreten läßt, er ihn doch als einen in allen Stücken so vollkommen guten, so edelmüthigen ꝛc. nur während eines einzigen Aktes (die Juden ist ein Lustspiel in einem Aufzuge) darstellt. Wollte etwa Christus durch seinen barmherzigen Samariter seine eigene Lehre umstoßen, daß Keiner gut sei, als nur Gott allein?

Wir gehen von Michaelis zu der Ansicht über, die Mendelssohn über das Lustspiel laut werden läßt. Es schmerzt ihn, daß der unvermuthete Charakter des Juden eine rührende Wirkung auf die Zuschauer thun könne und solle, oder, wenn das ihn erfreut, so schmerzt es ihn, daß die Entdeckung noch gemacht werden müsse, daß Juden auch Menschen seien. Und mit Recht, sobald er sich als Juden denkt (z. B. da er den Brief schrieb); sobald er sich aber als Menschen denkt und als

*) So sagt Moses Mendelssohn in jenem Briefe: „Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!“

solcher die Ungerechtigkeit der Christen, die als Menschen seine Brüder sind, schmerzlicher empfindet, als den Druck der Juden, welcher am ersten die Christen schändet, wird er das Lessing'sche Lustspiel mit dem Vergnügen lesen, ich will sagen, hat er es mit dem Vergnügen gelesen, wie er es in dem oben nicht mitgetheilten Eingange seines Briefes gesteht. Und ebenfalls mit Recht; denn das Bewußtsein, ein Mensch zu sein, erhebt über die Menschen, deren Liebe nicht das höchste Gut sein kann, weil sie nur ein Gut ist, so lange wir sie besitzen, aber ein Gut zu sein aufhört, so bald sie uns entzogen wird.

Aber die Recension in den „Göttinger Anzeigen" hatte in Moses Mendelssohn den Juden, der auch ein Mensch ist, so sehr aufgeregt, daß er nicht bloß dem Recensenten Recht, sondern auch dem Lessing'schen Lustspiel oder den Christen in demselben Unrecht thut. „Wird es," sagte er, „aufhören, wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen?" —

Wo sind die niederträchtigen Belohnungen in Lessing's Lustspiel? wo versalzen sie dem Reisenden (dem Juden) das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, wo sollen sie's ihm versalzen? Der Reisende hat den Gutsbesitzer (Baron) aus räuberischen Händen gerettet, er führt auf die Entdeckung der Räuber, was ein eben so großes Verdienst ist, als das erste, weil sie sich unter des Barons eigenen

Dienern und Untergebenen befinden. Der Baron theilt das damals noch so allgemeine Vorurtheil gegen die Juden und äußert auf gegebene Veranlassung seine Abneigung im Beisein seines Retters, in welchem er — so stark ist sein Vorurtheil — keinen Juden ahnt. Dieß hält den Reisenden ab, seinen Stand, d. h. seine Religion, zu entdecken, er will das kurze freundschaftliche Verhältniß zu dem Baron nicht ohne Noth stören.

Aber des Barons Dankbarkeit ist ohne Gränzen. Er will dem Reisenden seine liebenswürdige Tochter, die jenen liebgewonnen hat, zur Frau geben. „Wollte der Himmel", wird er veranlaßt zu sagen, „Ihr Stand wäre geringer als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas kostbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt sein, meine Bitte stattfinden zu lassen." Jetzt muß der Reisende sich entdecken, aber ehe er das thut, sagt er: „Mein Herr, Ihr Edelmuth durchdringt meine ganze Seele. Allein schreiben sie es dem Schicksale, nicht mir, zu, daß Ihr Anerbieten vergebens ist." Also das Schicksal verhindert es, nicht der Baron, der schon in einem Punkt gezeigt hatte, was sein Edelmuth, seine Dankbarkeit über seine Vorurtheile vermöge; denn daß der Baron der Vorurtheile seines Standes nicht achtet, ist kein müßiger Zug im Stück, sondern soll den Baron heben; daß aber selbst ein Mann, wie der Baron, das Vorurtheil gegen die Juden theilt, so wie, das er sich dessen schämen lernt, soll dem Leser um so mehr zur Warnung und zum Vorbild dienen.

Wenn der Baron dann sagt: „So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel selbst verbietet dankbar zu sein?" so hatte der Reisende mit andern Worten schon das Nämliche gesagt, und wir haben es darum aus

seinem Munde leichter vernommen, weil der Dichter ihn wohlweislich nicht so verliebt in das Fräulein sein läßt, wie dieses in ihn.

Wie wenig Lessing es aber auf die Christen münzt, sieht man auch daraus, daß er das Fräulein auf die Entdeckung des Reisenden, daß er, der Retter ihres Vaters, ein Jude sei, antworten läßt: „Ei was thut das?" und daß er sie dieses weniger aus Dankbarkeit, als aus Liebe antworten läßt. Auch der rohe, christliche Bediente des Reisenden wird durch dessen unverdiente Milde gegen ihn von seinem Judenhaß geheilt.

Aber wir müssen noch auf die „niederträchtigen Belohnungen" zurückkommen, die dem Reisenden das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, versalzen sollen. Der Baron bietet ihm nämlich sein ganzes Vermögen an. „So will ich wenigstens", sagte er, „so viel thun, als mir das Schicksal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar sein." Fand Michaelis den Charakter des Juden übertrieben edelmüthig, so wundere ich mich, daß er an dem Charakter des Barons nicht dieselbe Uebertreibung rügte; um so mehr, als wir an dem Baron einen Fehler wahrnehmen, der in den häßlichsten Gestalten einhergeht, während in dem Charakter des Juden sich nichts widerspricht.

Moses Mendelssohn hatte also ohne Zweifel übersehen, mit welcher Ueberzeugung der Dichter am Schluß den Baron und den Reisenden zu einander sagen lassen konnte: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen! — Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften be-

säßen!" Ich kann deßhalb auch Herrn Rießer nicht beistimmen, wenn er (Seite 19) sagt: „Daß eine der frühesten dramatischen Jugendarbeiten Lessing's eine Satire auf den Judenhaß sei, die an Bitterkeit seitdem nicht übertroffen worden."

Warum, will ich schließlich fragen, warum ließ Lessing den lustigen Ausgang seines Stücks, als eines Lustspiels, an der Unmöglichkeit einer Verbindung des Reisenden mit dem Fräulein scheitern? warum konnte er den Baron, als der Reisende sich als Jude bekannte, nicht eben so, wie das junge Fräulein, antworten lassen: „Ei was thut das?" Unstreitig, weil das Publikum damals noch nicht halb so reif dazu gewesen wäre, wie jetzt, und sich noch weit mehr über die schöne Zumuthung des Dichters, als über sein eigenes, häßliches Vorurtheil geärgert haben würde.

***Jüdische Briefe. Zur Abwehr und zur Verständigung. Von Gabriel Rießer. Erstes Heft. Berlin, 1840. Bei Veit und Komp. 8. 149 Seiten.**

(1840.)

Die Emancipation der Juden gehörte zu den Fragen, welche mit den Erschütterungen von 1830 wieder lebhafter hervortraten. Das würde sehr zu bedauern sein, wenn sie nicht seit der Zeit hier und da wenigstens kleine Fortschritte gemachte hätte und in Kurhessen glücklich ganz durchgeführt wäre.

Im Allgemeinen kann es als günstig für die Emancipation gelten, daß die religiösen und politischen Libe-

ralen als solche und durchweg sich nicht zu ihren Patronen aufgeworfen haben; denn nun wird sie um so leichter als das erscheinen, was sie ist, als eine Forderung der Gerechtigkeit und Humanität, und also als eine Sache, der jeder wahre Anhänger des Christenthums in unserer Zeit sich auf das Wärmste anzunehmen hat. Denn es ist ein Irrthum und widerstreitet eben so sehr dem christlichen Bewußtsein des Einzelnen, als dem Wesen des christlichen Staates, daß wir, wie noch kürzlich das Berliner politische Wochenblatt lehrte, für die Juden nichts thun könnten, als sie bekehren. Merkwürdig, daß das Berliner politische Wochenblatt hierin mit einem seiner heftigsten Gegner, Herrn A. Ruge in Halle, ganz übereinstimmt, und wenig merkwürdig, daß die unbekehrtesten Menschen auch meistens die bekehrungssüchtigsten sind! Das Christenthum ist nicht so engherzig, als die Menschen dieß so oft in seinem Namen gewesen sind, und ich nenne es den Ruhm des Christenthums schmälern, wenn man nicht endlich in seinem Namen ein Vorurtheil bekämpft, das ihm aufgebürdet, aber fremd ist.

Was mich der Anzeige des obigen Buches diese Bemerkungen vorausschicken ließ, wird sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. Herr Rießer ist durch seine Schriften für die Emancipation der Juden bekannt und geachtet. Sie erschienen damals, als die letztere mit der neueren politischen Richtung verschmolzen war oder doch mit derselben und durch sie in lebhaftere Anregung kam. Besonders folgte Herr Rießer den Verhandlungen darüber in den deutschen Kammern und wußte die Gegner mit eben so viel Beredtsamkeit, als Kraft und Urtheil zu bekämpfen und zu widerlegen. Man vergleiche

nur unter Anderem: „Bemerkungen über die Verhandlungen der badischen Ständeversammlung über die Emancipation der Juden im Jahre 1833. Altona, 1837.“ Mit dem Schriftchen: „Einige Worte über Lessing's Denkmal an die Israeliten Deutschland's. Frankfurt a. M., 1838“, betrat er ein Feld, mit welchem er weniger, als mit dem politischen, vertraut schien, doch erreichte es seinen löblichen Zweck, „dem Denkmale Lessing's eine Beisteuer zu gewinnen“, denn diese ward dadurch sehr reichlich gewonnen. Die gegenwärtige Schrift ist zu gedehnt, der Verfasser hatte offenbar zu wenig Stoff zu einem Buche. Er scheint das auch selbst zu fühlen, und da er die Besorgniß ausspricht, die Christen würden ihn nicht lesen, so wollen wir einzelne Stellen ausheben, welche hinreichen, mit dem Geiste der Schrift bekannt zu machen.

S. 28 u. f. wird Herr Gustav Pfizer, welcher, im ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift, in einem Aufsatze über Heine gegen diesen, statt mit Witz und Geist, mit seinem und seiner Leser Judenhaß zu Felde gezogen war, mit Entrüstung zur Rechenschaft gezogen. Es wird gezeigt, daß Heine so wenig christlich, als jüdisch gesinnt ist. — S. 64: „Heine's große Anklage gegen das Judenthum ist die des Spiritualismus, den wir von ganzem Herzen als dessen Wesen anerkennen. Wenn ihm dieser Spiritualismus, in dem er die Quelle des Christenthums sucht, nicht gefällt, desto schlimmer für ihn!“ — Seite 57: „Ihm war das Judenthum nur insofern etwas, als es seinem Spott ein wenig näher lag, und als er manchen Witz darüber zu Tage fördern konnte, zu dem einem Andern der Stoff gefehlt haben würde; das war von jeher alle Beziehung, die zwischen

ihm und dem Judenthume stattfand." — Mit Rücksicht auf Herrn Pfizer's Benehmen sagt Herr Rießer Seite 65: „Heine's jüdische Figuren — — haben Züge von Wahrheit; wenn sie auch parodiren, so parodiren sie doch wirkliche Schwächen; wenn sie auch bitter sind, so treffen sie doch. Es ist hier wenigstens von Heine einiger Geschmack im Spotten zu lernen, und der ist immer besser, als Rohheit." — „Es ist ganz gut," (dieß ist gegen einen Vorwurf des Herrn Pfizer und gegen Herrn Pfizer gerichtet) „wenn man über einen geistreichen Spott lachen kann, wenn er Einen auch ein wenig trifft, und es ist wenigstens ein Zeichen von Bildung, wenn man jenen Spott lieber hat, als den Gassenkoth, den die dumme Bosheit einem nachwirft, wenn er auch, ungeschickt gezielt, weit vor seinem Ziele vorbeischießt." — Seite 58 u. f.: „Wenn übrigens einzelnen Juden so gut, wie gar manchen Christen, ein spöttelndes Witzeln eigen ist, so sind es sicherlich nicht die warmen und ernsten Vertreter der Sache ihrer Glaubensgenossen, sondern es sind solche, die, des ernsten Ringens müde, den Enthusiasmus gemeinnütziger Wirksamkeit und persönlicher Entsagung belächeln, aller Begeisterung ihren kalten Hohn entgegensetzen und sich so vorbereiten, die Vortheile, welche die herrschende Kirche bietet, sobald sie ihrer bedürfen, für ihre Person zu erwerben. — — Die, welche für Ernst und Wahrhaftigkeit der religiösen Gesinnung streiten, werden doch nicht für eine Geistesrichtung verantwortlich gemacht werden sollen, die sie mit aller Macht bekämpfen! — — Aber wir wollten und durften freilich diese Polemik nie und nimmer gegen Personen, wir konnten sie nur gegen eine Richtung wenden. Unser jedem Fanatismus fremder Standpunkt hatte nichts mehr gegen den Uebertritt einzuwenden, sobald

er das Werk der Ueberzeugung war; ob er das ist, darüber steht keinem Menschen, sondern nur dem, der die Herzen prüft, ein Urtheil zu. —— Aber die Frivolität selbst, den Leichtsinn in Betreff religiöser Bekenntnisse, die nothwendig zur Erkaltung gegen das Heilige und am Ende zur Verspottung desselben führen, die Leichtfertigkeit, welche einen Glauben wegen bürgerlicher Vortheile, aus Eigennutz, Ehrgeiz und Eitelkeit, wie ein Gewand, ablegt und anlegt —— die haben wir mit aller Energie bekämpft und es erfordert eine gränzenlose Unkenntniß der Sachlage, uns jetzt vorzuwerfen, daß wir mit Einem, der eben jene Sinnesart in seinem ganzen Wesen bethätigt, unter einer Decke spielen." — Daß sie dieß thäten, hatte nämlich Herr Pfizer den Juden vorgeworfen. Seite 61: „Eine Folge der Verschiedenheit zwischen Heine und uns, in der Denkungsart von der einen und im Talent von der anderen Seite, war die, daß Heine mit seiner Frivolität, mit seinen pikanten Späßen, mit seinem glänzenden Witze und seiner gewandten Redegabe, bei allem tadelnden Unmuth Einzelner, doch die Aufmerksamkeit und zum Theil die Gunst des — christlichen Publikums in hohem Grade auf sich gezogen hat, während wir mit unserm Ernste und unserm wohlgemeinten Eifer außerhalb des Kreises unserer Glaubensgenossen nur von wenigen an allem Menschlichen Theilnehmenden beachtet worden sind. —— Unsere Glaubensgenossen freilich haben bei jeder Veranlassung uns, und nie und nimmermehr Heine, als ihre Vertreter bezeichnet, haben uns und nicht ihm ihre Achtung und Liebe bezeigt; das Publikum aber, das uns sehr wenig, das aber Heine sehr gut kennt, hat sich — wenigstens ein gedankenloser Theil desselben — durch ähnliche gewissenlose Recensenten, wie wir hier einen sehen, hier und da verleiten lassen, Heine, der es

nie hat sein wollen und sein können, der nie ist dafür erkannt worden, als den Repräsentanten des Judenthums anzusehen, Heine, der nichts vertritt, als sich, sein Talent und seinen Egoismus."

Andere Stellen, so ehrend für den Verfasser, wie für einen großen Theil der Juden, für welchen der Verfasser einsteht, suche der Leser selbst auf, und er wird erkennen, wie unwürdig des Christen der Judenhaß sei, und wie geringer von Tage zu Tage die Entschuldigung desselben werde.

Wir führen hierauf einige Stellen aus der Rießer'schen Schrift an, welche zeigen, daß der Judenhaß auf eben so viel Lüge, als Täuschung beruhe. Seite 21: „Als vor einiger Zeit der Kampf um die Behauptung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes lebhafter zu entbrennen begann, während die Freunde aller Unterdrückung ihn schon erstickt wähnten, bemerkte das Berliner politische Wochenblatt, das Staatsgrundgesetz werde nur noch von liberalen Juden vertheidigt. —— Aber der Mann, der jene Angabe niederschrieb, wußte so gut, wie wir, —— daß sich höchstens unter den zahlreichen Streitern in jener bedeutungsvollen Frage ein oder der andere Journalist jüdischen Glaubens befunden hat." — Im sechsten Briefe wird unter Anderem gerügt, daß man so ungerecht, verblendet und boshaft war, das sogenannte junge Deutschland den Juden zur Last zu legen, da doch Mundt, Wienbarg, Gutzkow und Laube sämmtlich Christen seien, und man dazu keinen anderen Grund und Vorwand haben könne, als daß die einzige Wally von einem Juden (Löwenthal) verlegt sei.

Besonders wird bei dieser Gelegenheit Herr Wolfgang Menzel getadelt, welcher damals, als es Popularität einzubringen schien, für die Juden war, seit aber Popularität schädlich ward, denen die Ehre abschneidet, für deren Rechte

er früher zu kämpfen schien. S. 131 wird ein lächerlicher Streich angeführt, welchen Herrn Menzel seine Judenriecherei spielte. Herr Menzel kommt in seinem berüchtigten Literaturblatte „auf ein sehr harmloses Buch von einem Herrn Delitzsch zu sprechen, das von der neu-hebräischen Poesie handelt; der Verfasser ist ein großer Freund der hebräischen Dichtungen des Mittelalters, und bedauert es im Gegensatze zu diesen, daß die neueste hebräische Poesie seit Wessely eine so moderne, occidentalische Weise angenommen habe. Seinen Tadel darüber drückt er mit den Worten aus: „„in der neuen jüdischen Wessely'schen Poesie spiegeln sich nicht palästinische Alheenen, Alraunen und Saronslilien, sondern ächt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen."" Hierzu bemerkt Menzel: „„daß es doch die Juden nicht lassen können, das deutsche Wesen zu bespötteln, wo sie es irgend ungestraft thun zu können glauben. Die deutsche Poesie ist ein Land, in dem nicht nur Matthisson'sche Primeln und Voß'sche Dotterblumen wachsen."" Diese letzte Behauptung wird kein Mensch bestreiten, Herr Delitzsch selbst so wenig wie ein Anderer. Doch Herr Delitzsch ist eben so wenig ein Jude, wie alle die anderen Menzel'schen Juden. Er ist vielmehr ein rechtgläubiger, protestantischer Theolog."

Seite 136 führt Herr Rießer eine Aeußerung des Herrn Gfrörer an, in dessen Geschichte des Urchristenthums es heißt: „Eine große geistige Gährung hat sich besonders der jüngeren gelehrten Juden bemächtigt. Ich meine durchaus nicht das sogenannte junge Deutschland, das meist aus dem Abschaume der jüdischen Burschenschaft besteht" &c. —

Herr Rießer hatte gewiß Recht, gegen Lügen aufzutreten, die das Bürgerrecht zu erlangen drohten, welches man den Juden vorenthält.

(Gedruckt bei Kohler u. Teller in Offenbach a. M.)

Von demselben Verfasser ist in der G. Faber'schen Buchhandlung in Mainz erschienen und von ihr durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

H. Heine über L. Börne. Zur Charakteristik Heine's. 1841. VIII u. 20 S. gr. 8. Preis 18 kr.

Seydelmann oder Ein paar dramaturgische Versuche. 1841. IV u. 22 S. gr. 8. Preis 18 kr.

Um anzudeuten, was man in dem letztern Schriftchen zu erwarten habe, finde hier folgende Stelle aus der Vorrede Platz: „Der Inhalt des vorliegenden Schriftchens bezieht sich nicht bloß auf Hrn. Seydelmann, ist aber allein durch ihn hervorgerufen. — — Ich hatte nur vier Mal die Gelegenheit, Hrn. Seydelmann zu sehen: in Schiller's Räubern als Franz von Moor, in Shakespeare's Kaufmann von Venedig als Shylock, in Göthe's Faust als Mephistopheles und in Lessing's Nathan als Nathan. Nur über die drei ersten der genannten Stücke habe ich mich hier ausgesprochen. In den Räubern beschäftige ich mich fast nur mit Hrn. Seydelmann's Spiel als Franz Moor, in dem Kaufmann von Venedig gehen die Erklärung des Stückes und der Art, wie es zu geben sei, Hand in Hand, in dem Faust habe ich es fast nur mit der Dichtung zu thun."

Ferner sind von demselben Verfasser bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen und von diesem zu beziehen:

Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich. Ein Beitrag zur Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse, sowie zur Beurtheilung des Dr. Strauß nach seiner Lehre und Bedeutung für unsre Zeit. 1841. VIII u. 119 S. gr. 8. Preis fl. 1. 12 kr.

Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte und auf das Verhältniß der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthume. 1842. X u. 54 S. gr. 8. Preis 48 kr.

BUCHBINDEREI
HANS HÜTTL
Ottobrunn/Mchn.
Telefon 60 48 88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boden, August,

Beiträge zur Beurtheilung der neuesten Literatur

Mainz 1843

H.lit.p. 61 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731557-2